

417.21  
Johannes 

 Bonterus. 

BCU Cluj // Central University Library Cluj

Volkschrift

von

Theodor Alexi.

Gronstadt, 1897.

Verlag von Gabony & Comp.

11. 9. 28

# Johannes Honterus.



Volkschrift

von

Theochar Alexi. library Cluj



Kronstadt.

Verlag von Gabony & Comp.

1897.

64876

BCU Cluj / Central University Library Cluj



Buchdruckerei Jos. Drotleff, Hermannstadt.

386975-10

Seiner Wohlgeboren

Herrn Friedrich Rideln,  
Privatmann,

dem verdienstvollen Säckelwart des Honterus-Denkmal-Ausschusses zc.

gewidmet  
BCU Cluj / Central University Library Cluj

in alter Kollegialität

vom Verfasser.

## Geehrter Herr Ridely!

Nachfolgende Blätter verdanken ihre Entstehung dem Wunsche, den ich stets hatte, das Leben und Wirken Honterus' kennen zu lernen. Kaufleute aus der alten Schule, zu denen Sie und ich gehören, lieben es, über alles was sie wissen wollen klipp und klar unterrichtet zu werden, und so wollte ich es auch mit der Auskunft über Honterus haben.

Was ich aber über ihn zu lesen bekam, waren Abhandlungen, Studien, mit großem Fleiß geschriebene, litterarisch wertvolle Arbeiten, in denen ich Kommentare und Richtigstellungen vorgelegener Nachrichten fand, doch nicht, was ich suchte. Als ich all das gelesen hatte, wußte ich nur so viel mit Bestimmtheit, daß ein Mann, der später sich Honterus nannte, 1498 in Kronstadt geboren wurde, in einer Schule seiner Vaterstadt lernte, eine oder mehrere Universitäten (Wien, Krakau, Basel, Wittenberg?) besuchte, 1533 heimkehrte, eine Buchdruckerei mitbrachte, 1542 durch Veröffentlichung seines Reformationsbüchleins Kronstadts Uebertritt zum evangelischen Glauben herbeiführte, die Schule in Kronstadt reformierte, den Grund zu einer wertvollen Bibliothek legte, 1544 Stadtpfarrer wurde, 1549 starb und im Stadtpfarrgrab in Kronstadt beerdigt wurde. Auch fand ich ein Verzeichnis seiner sämtlichen in Druck erschienenen Bücher vor.

Also sind, wie Johann Seibert in seinen „Nachrichten von siebenbürgischen Gelehrten“ sich drastisch ausdrückt, „mehrere Knoten in Honterus' Geschichte aufzulösen.“ Das habe ich nun in den nachstehenden Blättern nicht gethan, sondern ich habe aus den Quellen die Sicktropfen aufgefangen und mit Hilfe meiner Phantasie zu einem Spiegelbild des

großen Mannes zu verdichten gesucht. Das unvollkommene Gerippe, das die Gelehrten bisher uns geboten, habe ich mit Fleisch und Blut vom Fleisch und Blut seiner Zeitgenossen, von denen Honterus als atmendes Menschenkind sich nicht viel unterschieden haben wird, auszufüllen versucht, das pulsierende Leben und Streben in ihm, seinen großen Charakter, den Werken die er uns hinterlassen, abzulauschen, und in meiner Erzählung wiederzugeben getrachtet. Die Beschreibung seines Zeitalters entlehnte ich bewährten Forschern. Die Schriften, aus denen ich entlehnte, sind: Städtisches Fremdenverkehrs-Komite „Neuer Führer durch Kronstadt“, D. G. D. Deutsch „Ueber Honterus und Kronstadt zu seiner Zeit“, Martin Schnell „Die Sachsen in Siebenbürgen“, Gustav Seivert „Kulturhistorische Novellen“, Josef Trausch „Schriftsteller-Lexikon“, Grube „Charakterbilder aus der Geschichte und Sage“ und endlich Theobald Wolf „Honterus, der Apostel Ungarns“.

Ich hoffe, Sie und mit Ihnen auch andere werden diese Blätter, — wenn auch nicht in einem Zuge, denn das wäre zu schmeichelhaft für meine schwache Feder, — aber doch zu Ende lesen. Ist es mir aber gelungen, Honterus' Bild so wieder zu geben, wie es in meiner Seele lebt, so werden Sie hinfort nicht nur in Bewunderung und Verehrung, sondern auch in Liebe Ihres großen Reformators gedenken.

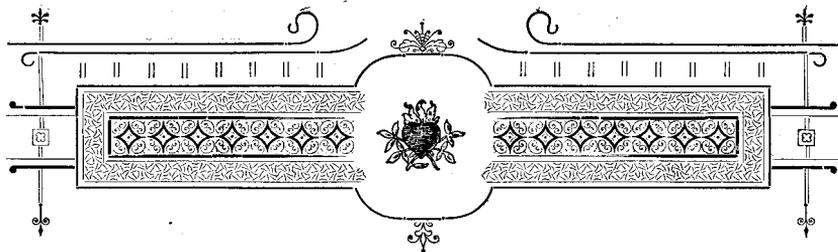
Gott erhalte Sie gesund.

Ro a, den 31. Juli 1897.

# Johannes Honterus.

BCU Cluj / Central University Library Cluj





## I.

Das Jahrhundert ging zur Rüste. Es hatte Arios Griffel in seinem Verlaufe genugsam in Gang erhalten und nicht geringe Geschehnisse waren es, die es der Göttin der Geschichte zum verzeichnen aufgegeben. War es doch das fünfzehnte Jahrhundert, die Grenzscheide zwischen dem barbarischen Mittelalter und der neuern Zeit, welche berufen war, die klassische Bildung wieder zu erwecken, die Geister zu klären und sie zu epochalen Reformen, die Welt erweiternden Entdeckungen, das Wohleben befördernden und die Wissenschaft verbreitenden Erfindungen tüchtig zu machen. Es hatte sich das Grab, in welches die Völkerwanderung eine große Vergangenheit des klassischen Altertums versenkt und worin ein falsch verstandenes Christentum dieselbe über ein Jahrtausend gefangen gehalten hatte, aufgethan und die darin ruhenden Geister griechischer und römischer Weltweisen stiegen hervor, ein wahrer Ostermorgen für die in dumpfer Förmlichkeit erstarrte Menschheit! Diese Zeit der Auferstehung brach naturgemäß dorten zuerst an, wo die alte Kultur ihre festesten Stätten, ihren Mittelpunkt gehabt hatte. Italien feierte seine Wiedergeburt als Kulturführer und darum wird diese Zeit Renaissance genannt. Vasco da Gamma hatte Afrika umschifft, Christof Columbus Amerika entdeckt, Gutenberg das Drucken mit unbeweglichen Lettern erfunden. Die Saat aber, welche Wicklef und Huß zu Anfang des Jahrhunderts auf das Feld des Glaubens gestreut und mit der Asche ihrer verbrannten Leiber befruchtet hatten, begann zu keimen. Luther ward der Welt gegeben, um das Unkraut aus dem Weinberge des Herrn zu reißen und die Reinheit des aus der heiligen Schrift geschöpften Glaubens wieder herzustellen, während Kopernikus, die Geseze nach welchen das Weltall regiert wird, ergründete. Dies und noch manches andere hatte das vor seinem Ende stehende Jahrhundert gezeitigt, als dem ehrenwerten Georg Graf, Gerber in Kronstadt im Jahre 1498 sein Eheweib

Dorothea einen Sohn gebar. Wenn wir dieses geringfügigen Umstandes in Verbindung mit den weltbewegenden Ereignissen jenes Jahrhunderts erwähnen, geschieht es, weil der Knabe, dessen Geburt wir hier verzeichnen, ebenfalls berufen war in die Speichen der Geschichte einzugreifen und in das große Triebwerk des Weltalls einen Hebel des Fortschrittes einzufügen, — denn der junge Weltbürger, von dem wir sprechen ist Johannes Honterus, der Reformator der Sachsen in Siebenbürgen.

Wie und warum des Gerbermeisters Sohn den Familiennamen seines Vaters Graß gegen den Namen Honterus, den er berufen war, berühmt zu machen, untauschte, werden wir später erfahren. Jetzt sei es uns gestattet vorerst das Bild seines Geburtsortes und zwar sowohl in seiner jetzigen Gestalt, als auch so wie es vor vierhundert Jahren gewesen, aufzurollen.

Kronstadt in Siebenbürgen ist der Vorort des Burzenlandes, das wir gerne, ebenso wie es Georg Reichstorfer im Anfang des sechzehnten Jahrhundert gethan, einen „lieblichen Garten“ nennen wollen. Die Stadt liegt am Fuße des 961 Meter über dem Meerespiegel sich erhebenden, mit herrlichen Buchen bestandenen Kapellenberges. Die Kuppe dieses einzig in seiner Art dastehenden Laubwaldes krönt seit dem Millenniumsjahre 1896 ein Staatsmonument, als ein weithin sichtbares Wahrzeichen des tausendjährigen Bestandes Ungarns, dessen Grenze gegen das Königreich Rumänien von hier bloß 21 Kilometer entfernt ist. Kronstadt, ungarisch Brassó genannt, welcher letzterer Name auf slavischen Einfluß hindeutet, liegt  $40^{\circ} 37'$  n. B.  $43^{\circ} 15'$  ö. L. in ein enges Thal eingebettet, welches allmählig breiter werdend in nordöstlicher Richtung verläuft und beim Ausgang in die Ebene infolge der zwei vorgelagerten Anhöhen Schloßberg und Mühlenberg in einen nördlichen und einen östlichen Zweig sich teilt. In jenem liegt die „Altstadt“ mit der ältesten Kirche bei Bartholomä in nächster Nähe der Bizinalbahnstation, in diesem die „Blumenau“ durch die man zu dem etwa drei Kilometer entfernten Bahnhof der Staatsbahn gelangt. In südwestlicher Richtung erstreckt sich die „Obere Vorstadt“ bis in die verstecktesten Falten der hier oben sich zusammenscharenden Berge, so daß Kronstadt für Fuhrwerke nur von Norden und Osten zugänglich ist. Die „innere Stadt“ füllt den mittleren Teil des Thales und die Mauern, Türme, und Bastionen, von denen heute nur noch Trümmer vorhanden, zeugen von der einstigen Wehrhaftigkeit der Stadt. Außer den genannten 4 Stadtteilen gehören noch zu Kronstadt die Ansiedelungen Noa, Dirste, wohin eine Trambahn verkehrt, dann Unter- und Obertörmösch mit Staatsbahnstationen,

sowie die in der nördlichen Ebene zerstreut liegenden „Gienengärten“, von denen ein gewisser Teil ebenfalls von der Staatsbahnlinie berührt wird. Ein kurzer Rundgang durch die innere Stadt soll uns deren heutige Sehenswürdigkeiten kennen lehren und dann werden wir versuchen das Bild derselben vorzuführen, wie es sich bei Honterus Geburt darstellte. Zum Ausgangspunkte des Rundganges wählen wir das am Ende der Klostergasse gelegene Gebäude der Pensionsanstalt, welches als das stattlichste Haus dieser Gasse unser Augenmerk auf sich zieht. Die Klostergasse hinaufgehend kommen wir an der römisch-katholischen Pfarrkirche vorüber in wenigen Minuten auf den Marktplatz. In der Mitte desselben steht das Rathhaus. Es wurde im Jahre 1420 erbaut, jedoch 1770 umgebaut und in den jetzigen Zustand versetzt. Hätte man es doch lieber nicht gethan, dann hätte es jetzt wenigstens einen historischen Wert, so ist es aber mit seinem unschönen Turme ein häßliches Wahrzeichen des modernen Kronstadt. Vom Marktplatz gehen wir in die in westlicher Richtung sich hinziehende Gasse, welche den Namen Roßmarkt führt. Etwa in der Mitte derselben ist ein zweistöckiges, der national-griechischen Kirchengemeinde gehöriges Haus, in dessen Hofraum an einen alten Stadtturm angeklebt, die griechische Kirche, ein einförmiges Bauwerk, steht. Diesem Gebäude gegenüber steht linker Hand auf einem freien Platze, dem Honterushofe, die evangelische Stadtpfarrkirche, welche seit dem großen Brande im Jahre 1689 das geschwärzte Aussehen hat. Sie ist das sehenswerteste Gebäude der Stadt, ein schöner, spätgotischer Hallenbau. In ihm befindet sich die zweitgrößte Orgel Oesterreich-Ungarns, ein schöner gotischer Altar, sehenswerte Messgewänder, Teppiche und Kelche und interessante alte Grabsteine früherer Stadtrichter, Stadtpfarrer und hervorragender Bürger. Im massiven, einfachen Turme von 44 Meter Höhe hängt eine der größten Glocken des Landes, welche 104 Zentner schwer ist. Auf dem Honterushofe steht auch das Museum der evangelischen Lehranstalten, welches eine Bibliothek mit über 26.000 Bänden, darunter zahlreiche Inkunabeln, eine Mineraliensammlung, ein Naturalienkabinet und ein Altertumskabinet umfaßt, sowie das Honterusgymnasium. Indem wir unsere Schritte wieder auf den Roßmarke zurück und weiter hinauf lenken, stehen wir bald am Ende der Gasse und blicken von da in die obere Vorstadt hinauf. Rechter Hand sehen wir die von den Tuchmachern und Wollenwebern zum Ausspannen und Trocknen ihrer Tücher benützten Rahmen, geradeaus das bürgerliche Krankenhaus und in die an diesem vorbeiführende Katharinengasse. Wir wenden uns jedoch nach links und stehen vor einem ansehnlichen Gebäude, vor welchem

sich eine eingefriedigte Parkanlage ausdehnt. Das schmucke Gebäude ist die evangelische sächsische Mädchenschule. Dicht neben ihr steht das mit 5 Thürmchen gezierte Katharinenthor, das einzige, welches von den 3 alten Stadthoren übrig geblieben ist. Wir werfen einen Blick nach dem rechts, dem Katharinenthor gegenüber liegenden stattlichen, rumänischen Gymnasium, einem ausgedehnten Gebäude, an welches sich rückwärts eine Turnhalle und eine gut eingerichtete therapeutische Anstalt mit Dampfbad anschließen, sowie nach der links daran gelegenen, kleinen oberwärtsäcker evangelischen sächsischen Kirche, ferner auf die weit hinten am Anger sich erhebende, mit mehrfachen zierlichen Thürmen geschmückte, rumänische Kirche zum heiligen Nikolaus und biegen dann links in das erst im Jahre 1827 erbaute, unweit des außer Gebrauch gesetzten Katharinenthores sich befindliche Waisenhausgässer Thor ein. Rechter Hand erhebt sich, mit dem Thore verbunden, ein stockhohes, langgestrecktes Gebäude, in welchem die Turnhalle und die Zeichensäle der evangelischen sächsischen Lehranstalten sich befinden. Hinter dem Gebäude liegt ein schöner Turnplatz und hinter diesem durch einen Gehweg getrennt das schmucke Gebäude und der Eislaufplatz des Kronstädter Eislaufvereins, von welchem zur Rechten, auf dem Abhang des Kapellenberges, das Schützenhaus zu sehen ist. Gehen wir die Waisenhausgasse hinab und biegen dann links in die Hirschergasse ein, so finden wir zur linken Hand das neue Konzerthaus, auch zu Theater und Ballzwecken benützt, dann weiterhin zur rechten Hand das von der Witwe des Stadtrichters Lukas Hirscher 1545, also zu Honorus Lebzeiten, auf eigene Kosten erbaute und den Zünften geschenkte Kaufhaus. Aus der Hirschergasse gehen wir rechts um die Ecke über die Blumenzeile in die Burzengasse, an dessen Ende rechts die königliche ungarische Handelsoberschule sich erhebt, daneben gegen die Schwarzgasse hin, durch die Verlängerung der Spitalsgasse getrennt, die Gebäude der königlich ungarischen Volksschulen. Einen flüchtigen Blick werfen wir hinüber und wenden ihn sofort verwundert ab von dem häßlichen Häuserkomplex des Zigeunerviertels, an welches das städtische Gaswerk gegen die Rinne hin als passender Abschluß sich anlehnt. Seine Rauchfänge werden in den Schatten gestellt von der hohen Esse der Schiel'schen Maschinenfabrik, deren Rauch mit den Dünsten des Gaswerks in der Verpestung der Luft wetteifert. Das hinter dem Zigeunerviertel unweit des Gaswerks und Maschinenfabrik sich stolz ausbreitende Truppenhospital, giebt Zeugnis davon, daß Gasdunst und Steinkohlenrauch franker Soldaten zuträglich ist. Wir wenden uns nun nach links um die Ecke der Burzengasse und stehen auf dem Rudolfs-

ring, wo wir die Villa Schuller, das königliche ungarische Oberrealschulgebäude und die schmucke Kirche der ungarischen Reformierten erblicken und fortschreitend bis zur Klostergasse gelangen, gegenüber dem Pensionsanstaltsgebäude von woher wir unseren Rundgang angetreten haben und hiemit schließen.

Trümmerreste erzählen uns von den starken Mauern, Bastionen und Türmen der alten Stadt. Die schwarze Kirche, das Rathaus und das Katharinenthor in der inneren Stadt, die Bartholomäus- und Bergkirche in der Altstadt, endlich die St. Nikolauskirche in der oberen Vorstadt, als nehmenswerteste Baudenkmäler aus jener Zeit, von ihrer Bedeutung. Ein doppelter Graben von großer Tiefe lief rings um die unter König Sigismund erbauten alten Mauern der Stadt. Eine dichte Reihe von Türmen und Zwingern erhob sich auf denselben und 3 Thore; außer dem bereits genannten Katharinenthor, noch das Klostergässertor und die „Burzen“, am Ende der Burzengasse — führten in das Innere der wohlverwahrten Stadt. Auch die Thore waren mit Türmen versehen und tiefe Wassergraben, über welche Zugbrücken führten, erschwerten jedem Unberufenen den Eingang. Fast durch jede Gasse floß ein Bächlein frischen Quellwassers, dessen Fülle und Güte der Stolz der Stadt war. Keine Stadt in Siebenbürgen war volkreicher als das alte Kronstadt, ihre Wochenmärkte gleichen Jahrmärkten. Im Jahre 1497 zählte es 1933 steuerzahlende Wirte. Außer dem Klang der Glocken von 12 Türmen und Kapellen verkündeten zwei Uhren, von dem Rathhausturm und von dem Turme der Stadtpfarrkirche dem geschäftigen Leben den Gang der flüchtigen Stunde. Steingepflasterte Wege führten durch die angefeheneren Straßen der Stadt in denen die Gewerbe blühten. Eine öffentliche Herberge sorgte für die Aufnahme der Fremden, Badestuben dienten der Reinlichkeit und Gesundheit der Stadtbewohner, denen in Krankheitsfällen ein Stadtarzt und eine Apotheke zur Verfügung standen. Drei Spitäler — mehr als heute — nahmen sich der Kranken an, was gewiß ein lautredendes Zeugnis ist von der aufstrebenden Bildung der Stadt, deren Kaufleute Waren im Werte von 3000 bis 4000 Gulden auf weiten Reisen mit sich führten. Und wie waren die Einrichtungen der alten Stadt? Sie hatte so wie die andern Städte des Sachsenlandes ihre eigenen von den Königen verliehenen und bestätigten Gerechtsame, die in der Selbstverwaltung und der Selbstgerichtspflege mit dem Blutbann gipfelten. Kronstadt hatte eine Körperschaft, „Hundertmänner“ genannt, welche von den Zünften entsendet, namens der Bürgerschaft den Magistrat wählten, in dessen Händen die Verwaltung und Rechts-



kreis erweitern konnten, aber nicht etwa zu ihrem persönlichen Vorteil, sondern zum Besten ihrer Mitmenschen, zum Wohle ihrer Vaterstadt. Solch ein Mann der den gutversehenen väterlichen Herd, wo ihm eine gesicherte, behäbige Existenz winkte, verließ, und die dornenvolle Laufbahn eines Apostels, von einem heiligen, innern Drang getrieben, zu der seinigen machte, war Johannes Honterus.

## II.

In der Schwarzgasse vor dem Hause des reichen und angesehenen Altmeisters der Ledererzunft Georg Graß hatten sich am Sonntag nach Johanni des Jahres 1498 eine Menge Leute versammelt, die in Gruppen herumstanden und eine lebhafte Unterhaltung mit einander führten. Da besprachen einige ältere Männer das frohe Ereignis, daß König Wladislaus die Türzburg, die der Stadt Kronstadt wie ein böser Feind in der Flanke saß, deren Vögte ihre schwersten Bedrücker geworden, ihr in Pfandbesitz überlassen habe; andere erinnerten an das reiche „Botenbrot“, das der Mann vom Räte erhalten, der die sichere Kunde gebracht, daß der Türke nicht rüste, oder gedachten der gewinnbringenden Bestellung, welche der Wojwode der Walachei bei den Goldschmieden gemacht; wieder andere beschrieb den stattlichen Aufzug der zwei jüngsten Ratsmänner, die dem Sendboten vom Hof den Willkommenbecher getragen. Aber die Zeiten wurden immer schwerer, ob sie wußten, wie die arme Stadt am außerordentlichen Königszins 2450 Gulden erlegt habe und nun solle der „Herr der Richter“ wieder nach Ofen reiten und welch kostbare Silberkanne er für des Königs Majestät mitnehme. Ein anderer lenkte die Rede auf andere Ereignisse des Tages: mit welcher Kaltblütigkeit der große Räuber, der Bedners im letzten Augenblick am Hochgericht den Becher Wein getrunken, den ihm der Rat gnädig gewährt oder welch ein schauriger Anblick es gewesen, da sie das walachische Mädchen auf dem Scheiterhaufen verbrannt, das neulich Feuer angelegt. Jüngere Leute unterhielten sich von heiterern Dingen: vom großen Speerstechen, von dem Schwerttanz, den die Kürschnerknechte auf dem Rathaus aufgeführt hatten; wohl gar von dem fröhlichen Umritt durch die Stadt, den auch heuer „der Herr der Richter“ mit dem Magistrat in der letzten Faschingswoche unter hellem Trompetenklang gehalten. „Da kommt er der Herr der Richter“ rief plötzlich aus der vordern Reihe der versammelten Menge eine stattliche Frau in der Kleidung der wohlhabenden Bürgerinnen ihrer Nachbarin zu. Ihre Tracht bestand aus einem weißen Hemde, welches am Halse eng anlag, aber den Brustlaß hatte sie der

warmen Strahlen der Juniussonne wegen nicht angelegt, wohl aber ein großes goldenes Pögel, welches mitten auf der Brust befestigt war; den Leib umspannte ein Gürtel aus Sammet mit großen Hockeln besetzt, die mit Steinen und Perlen bespickt waren. Der Gürtel war recht fest angezogen und erfüllte den gewollten Zweck, die Schlantheit seiner Trägerin augenfällig zu machen, zur größten Zufriedenheit der artigen Frau. Ihr Seidel war aus grünem Damast eigener Webe, darüber eine weiße, selbstgefertigte Schürze und über dem Rücken hing, ein Zeichen, daß sie eben aus der Kirche kam, der enge, ebenfalls reich gefälte Kirchenmantel, mit steifen bis an die Ohren emporragendem Kragen aus rotbraunem Damast. Bei ihrem Ausruf hatten sich die Gruppen aufgelöst und die Menge drängte sich heran, um den sich nähernden Stadtrichter in vollem Staate zu sehen. Zwischen den großen schwarzen Hüten der Männer, glänzten die weißen, mit Hockelnadeln gezierten Kopftücher der Frauen und sie achteten es nicht, daß manch schöner Seidel zerknittert wurde. „Da kommt auch schon der andere Pate, der erste Zunftmeister der Lederer“ sagte eine zweite Frau. Aus diesen Worten ersehen wir, daß es sich hier um eine Taufe handelte und so war es auch. Sehen wir uns den ersten Paten, welcher „der Herr der Richter“ von Kronstadt ist, von nächster Nähe an. Er schreitet in reicher sächsischer Tracht einher, die aus einem langen karmoisinroten Damastrock mit goldenen Knöpfen und Schlingen als Hauptkleidungsstück besteht. Den Leib umspannt ein ebenfalls goldener Schnürgürtel, darüber hängt an dicker goldener Schnur eine blaue Sammelschaube mit Zobel verbrämt und langen, bis auf die Knöchel reichenden Ärmeln, vor denselben ist die Schaube aufgeschlitzt und durch die Oeffnungen hatte er die Arme durchgesteckt, an den Füßen trägt er gelbe Saffianstiefel mit ziemlich hohen Schnäbeln, die Hosen sind, soweit dieselben beim Vorschreiten sichtbar werden, aus braunem Tuch gefertigt. Eine hohe Zobelmütze mit Reiberbusch bedeckt sein Haupt. Als er des zweiten Paten ansichtig wird, bleibt er stehen um ihn zu erwarten. Beide treten, mit freundlichem Lächeln die Grüße der Menge erwidern, in das Haus des Altmeisters Graf ein, in dessen großem Prunkzimmer sich die ansehnliche Taufgesellschaft versammelte. Im höchsten Festschmucke steht der Hausvater an der Eingangsthüre und empfängt seine Gäste. Daneben in dem kleinen Eckzimmer, in einem geräumigen Bette liegt Frau Dorothea Graf. Ueber dem Bette an der Wand, hängt ein schön gearbeitetes Kruzifix aus Elfenbein und in einer darunter befindlichen kleinen Muschel steht das Weihwasser mit einem Buchsbaumzweig darin gegen den bösen Blick. Rings um das

Bett hängen bis zum Boden herab weiße Tücher, ebenfalls ein kräftiges Mittel gegen allerlei gefährlichen Zauber. Frau Sara, die ihrer Würde bewußte Hebamme, trägt den kleinen bereits für die Taufe geschmückten Täufling auf den Armen. Seine Stirne ist feucht von einem mit Weiswasser gezeichneten Kreuze und eine kleine goldene Münze an rotem Bande am Händchen angenäht soll ebenfalls das Verufen verhüten. Soeben öffnen sich die Thüren zum Prunkzimmer und herein treten die Paten des kleinen Weltbürgers. Mit freundlicher Miene schreitet der Stadtrichter auf das Bett der Wöchnerin zu, verneigt sich demutsvoll vor derselben und spricht: „Nachdem Euer Herr und Gemahl uns die Ehre erwiesen, uns zu Zeugen der Taufe seines Söhnleins zu bitten, so sind wir gekommen, dasselbe abzuholen, um es in die Kirche zu tragen. Einen Heiden nehmen wir aus dem Hause, einen Christen werden wir zurückbringen. Möge Gott Euch viele Freude an ihm erleben lassen.“ Der Reihe nach traten nun die übrigen Taufzeugen vor und sprachen ähnliche Worte, ohne daß die Wöchnerin eine Silbe erwiedern durfte, dann schritten sie aus dem Gemache hinaus, hierauf kamen die Frauen und zuletzt die Hebamme mit dem Kinde, nachdem sie es vorher der Mutter zum Kusse gereicht. Nun ordnete sich der Zug zur Kirche. Voran schritt der Vater mit dem Stadtrichter, hinter diesen die anderen Taufzeugen, dann der Schwiegervater Graf's, Martin Honnes mit dem Zunftmeister. Dann kamen die übrigen geladenen Gäste. Den Männern folgten die Frauen. An ihrer Spitze schritt die Hebamme mit dem Täufling, dann die weiblichen Taufpaten und hinter diesen die übrigen weiblichen Gäste. Als sich dieser pomphafte Zug auf dem großen Marktplatz zeigte, drängte die unabsehbare Menge dicht heran. Mit Mühe hielten die dazu entsendeten Stadtrabanten eine Gasse offen und nicht selten machten sie von den wuchtigen Schäften ihrer Hellebarben Gebrauch, um mit diesem schwierigen Geschäfte zu stande zu kommen. Endlich langte der Zug vor der großen Stadtpfarrkirche an und verschwand in derselben. Es wurde dem Knaben der Name Johannes beigelegt. Hierauf kehrte der Zug, vermehrt durch den Stadtpfarrer, der die Taufe vollzogen hatte, in derselben Ordnung zum Hause zurück. Es war fast zwölf Uhr geworden. Den Täufling an der Spitze betraten die Gäste nunmehr das Zimmer der Wöchnerin und verkündeten einer nach dem andern der frohbewegten Mutter: „Einen Heiden haben wir ausgetragen, einen Christen bringen wir wieder, Johannes ist sein Name. Die heilige Mutter Gottes samt allen Heiligen, mögen ihm ein glückseliges, langes Leben verleihen.“ Diesmal war es der Mutter erlaubt zu sprechen. Sie dankte für die

frohe Botschaft und bat die Taufgäste möchten sich „an dem Wenigen erlegen, was ihr armes Haus ihnen vorsetzen könne.“ Nun schritten die Taufpaten einzeln zu dem jungen Täufling, welcher unterdessen wieder in die Wiege gebettet worden war. Jeder legte, indem er einen kurzen Segenswunsch über denselben aussprach, seine Gabe in die Wiege. Hierauf begab sich die ganze Gesellschaft in das Prunkzimmer; welches unterdessen in ein Tafelzimmer verwandelt worden war. Die Tische waren reich besetzt und die Gäste beiferten sich den Speisen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Unsere Zeitgenossen meinen, daß ihre Kinder klüger seien und mehr Wissen hätten als jene aus ältern Zeiten. Ja altklug sind sie die heutigen Kleinen, aber es ist eine Aflterflugheit, eine Frucht der Treibhaus-erziehung, die meist unreif vom Stamme fällt, oder ihn aller Säfte und Kräfte beraubt. Die Kinderspiele sind nicht mehr so urfröhlicher Natur, wie sie früher waren. Man äfft die Alten nach, während man früher ihnen in kindisch naivem Sinne nachzuthun suchte. Das eiserne Schwert des Vaters ersetzte man mit einem selbstgefertigten aus Holz, das lebende Pferd mit einem Stecken, die steinerne Wafte mit einem Schneewall und war inniger beim Spiel als es die heutige Jugend mit ihrem kostbaren Spielzeuge ist. Theatervorstellungen wurden von Kindern nicht besucht, viel weniger ausgeführt, dafür suchten sie Schaustellungen, die ihnen das Leben bot, in ihren Spielen nachzuahmen. Der kleine Johannes war ein rechtes Kind seiner Zeit, begabter als die andern, aber nicht altklug oder frühreif, obgleich er bei allen Spielen der Tonangeber war. Der erste bei jenen, wo es auf Bethätigung der Geisteskräfte und nicht der letzte bei den andern, wo es auf Leibesstärke und Gewandtheit ankam. Er war etwa sieben Jahre alt, als ihn eines Tages — ein gewöhnlicher Markttag war's — Trommelwirbel in die Purzengasse lockte. Man führte einen Bäcker, der durchgehends zu kleines Brod auf den Markt gebracht hatte und dieses Vergehens überwiesen worden war, die Gasse hinab. Der Trommler ging voraus, ihm folgte der Schuldige, zu beiden Seiten Stadtrabanten und hinter ihm die schaulustige Menge, welcher sich auch unser Johannes angeschlossen hatte. „Man soll einen Weißbäcker schnappen!“ riefen die Kinder und trollten nach. Der Zug ging zum Purzenthor hinaus, bei der Wafte vorüber gegen die jekige Ziganie. Dort war ein Teich, an dessen Ufer eine starke Holzsäule mit einem langen Wagebalken stand. Bei dieser Säule hielt man. Die zwei Taue, die am Wagebalken hingen, wurden um den Bäcker geschlungen, dann ward der Balken gedreht, daß er über das Wasser

ragte und unter Trommelwirbel und dem lauten Gejauchze der Menge wurde der Schuldige dreimal bis über den Kopf in's Wasser getaucht, dann ans Ufer gesetzt und freigelassen. Pustend und vom Wasser triefend lief er, von den Kindern gefolgt, spornstreichs zu seinem Stand am Marktplatz zurück, um seine Siebensachen zusammenzuraffen. Brod war keins mehr da, man hatte es schon früher den Hunden vorgeworfen. Da die Kinder, darunter auch Johannes, schon einmal auf dem Marktplatz waren, so blieben sie noch eine Weile dort und wurden bald von einem heftigen Geschrei, das aus den Fleischbänken erscholl zu diesen hingezogen. Dieselben befanden sich auch damals ungefähr an der nämlichen Stelle wie jetzt, nur war dazumal das Kaufhaus noch nicht erbaut. An dessen Stelle standen die Lauben der Fischhändler, daneben aber jene der Fleischhauer. Hier hatte der Marktaufseher, ein Gehülfe des Stadthannen, in Begleitung des Zunftmeisters die Untersuchung des Fleisches vorgenommen und bereits einige Stücke davon, nachdem er sie mit Auge und Nase geprüft, ebenfalls den wartenden Hunden vorgeworfen — sie bekamen also zum Brod auch den Braten. — Aber nicht die Vollziehung dieser Strafen hatte den Lärm verursacht, sondern dieser war nach der Verlesung des Verzeichnisses entstanden, das die Namen der Meister enthielt, die an der Reihe waren, Fleisch zu machen, „Wer ist denn hier von Adam Bulle?“ Niemand! „Gut, so wird er einen Gulden Strafe zahlen!“ sprach der Marktaufseher, „merkt es vor Herr Zechmeister.“ „Ich will wohl sehen, wer zahlen wird“ rief hier eine schrille Weiberstimme, und das war der Lärm, den man gehört hatte und die Hinzueilenden sahen vor den untersuchenden Herren, Frau Eva, die Frau des Fleischhauers Bulle, mit purpurrotem Gesicht, die Hände in die Seiten gestemmt. „Wenn die Reihe auch zehnmal an meinen Mann kommt, so wird er doch nicht Fleisch machen, denn warum, der Zechmeister ist falsch auf ihn und das Fleisch macht man für die Menschen, und nicht für die Hunde, so aber habt Ihr meinem Manne schon dreimal schöne Stücke Fleisch den Hunden vorgeworfen, nun machet selber Fleisch.“ „Wenn Euer Mann kein Fleisch mehr machen will, so soll er es nur ansagen dem Hannen, daß er austritt aus der Zech,“ sagte der Marktaufseher, „so wird ihn niemand mehr strafen. So lange er aber in derselben ist, muß er auch Ordnung halten und Fleisch machen der Reihe nach wie die andern.“ „Er wird nicht, so lange ich Eva heiße und noch ein Wort reden kann! Es soll einer kommen und das Geld holen, der kosten will, wie das heiße Stogeisen (Feuerschaukel) schmeckt; ich will's ihm aufs Maul schlagen, daß er mich zeitlebens im Sinne halten soll,

Ihr Meidhammel Ihr . . ." die Frau hätte gewiß noch lange fortgeschimpft, wenn der Marktauffeher nicht den Stadtrabanten befohlen hätte, sie zum Stadthannen zu führen. Die Kinder folgten ihr bis vor die Thüre der Marktamtstube. Durch diese durften sie aber nicht eintreten und da sich dieselbe, nachdem Frau Eva eingetreten, vor ihnen schloß, so konnten sie nur in ihren Gedanken dem Schlusse des Streites beiwohnen. Gegen Abend, als sie der anderen Spiele schon müde waren, kamen die Kinder überein „Stadthannes“ zu spielen und die Thedig der Eva auszutragen. Ohne daß sie es bemerkt hatten, war der Stadthann selbst zufällig in ihrer Nähe und hörte, was die Kinder vorhatten. Begierig wie nun diese die Frage lösen würden, zog er sich in einen Winkel zurück von wo er ohne selbst gesehen zu werden, dem Spiele der Kinder folgen konnte. Der weise Herr Stadthann war auf den Ausgang umso begieriger, als er selbst die Thedig der Frau Eva nicht zu seiner eigenen Zufriedenheit erledigt. Er hatte nämlich ebenfalls nur die vorgeschriebene Strafe von einem Gulden über ihren Mann verhängt, sie hatte aber dieselbe nicht angenommen, sondern auch vor ihm mit dem Stogeisen gedroht. — Die Kinder wählten unsern Johannes zum Stadthannen und es wurde ihm der Fall lebhaft und mit dramatischem Schick vorgeführt. Das kleine Mädchen, welches die angeklagte Eva vorstellte, hatte ihren Mund auf dem rechten Fleck und machte ihre Sache fast ebenso gut, als ihr Vorbild. Johannes ließ sich weder durch ihre Schimpfworte, noch durch ihre Drohungen aus seiner richterlichen Ruhe bringen. Als endlich Eva zu Ende war, sprach Johannes mit ernster Würde: „nun gut, der Bechmeister ist Euch falsch, so soll er Euer Fleisch nicht mehr prüfen, das werdet Ihr für die Folge selber thuen, aber nicht nur mit Augen und Nase, sondern auch mit den Zähnen, der Zunge und dem Gaumen und weil Ihr recht habt, so will ich Euch nicht mit einem Gulden strafen, sondern belohnen, mit dem ersten Stück Fleisch, das man in der Fleischbank wegnehmen muß, es soll nicht den Hunden vorgeworfen werden, sondern Euch . . ." „Das ist Schand und Spott!“ schrie die Kleine, welche die angeklagte Eva spielte und sich so in ihre Rolle eingelebt hatte, daß sie hinsprang und dem schlechten Stadthannen die Augen auskragen wollte. Die übrigen Kinder verhinderten sie unter lautem Gelächter und Jubelgeschrei daran. — Der wirkliche Stadthann ging aber kopfschüttelnd von dannen. Ob er Johannes' Richterspruch angewandt hat, wissen wir nicht, aber Eva zahlte merkwürdigerweise den Straf-gulden ohne nach dem Stogeisen zu greifen, ihr Mann machte hinfort regelmäßig Fleisch, wenn die Reihe an ihn kam und es wurde stets

frisch und gut befunden. Unser Johannes kam aber immer mehr und mehr in den Ruf eines aufgeweckten, klugen Knaben.

### III.

Schon von seinem siebenten Jahre angefangen konnte Johannes sich nicht mehr ausschließlich den Knabenspielen hingeben. Sein Vater wollte, da er ihn so aufgeweckten Sinnes fand, recht bald vor den fremden Kaufleuten mit ihm prunken und sich desselben als Dolmetsch bei seinem Verkehr mit ihnen bedienen. Schon konnte er sächsisch, ungarisch und walachisch sprechen nun sollte er auch deutsch, lateinisch und griechisch in der Schule lernen. Sein Vater that ihn denn auch bald in jene, die an der Hauptkirche der heiligen Jungfrau — der jetzigen schwarzen Kirche — bestand, wo er all dieses und noch mehr lernen konnte. Es unterrichteten daran ein Rektor, ein Campanator und zwei Unterlehrer, dies war also eine höhere Schule als jene an der Bartholomäer Kirche, wo nur ein Rektor und ein Campanator wirkten und welche außerdem für den kleinen Johannes entfernter lag als die Stadtschule. Der Vater erkundigte sich fleißig nach den Fortschritten seines Sohnes, war aber mit denselben nicht zufrieden. Johannes konnte noch immer nicht so viel griechisch, als sein Vater von ihm haben wollte. Eines Tages beklagte er sich hierüber bei dem Dominikanerprior Sebastianus, mit dem er befreundet war und der oft in seinem Hause verkehrte. Dieser erbot sich sofort den neunjährigen Johannes einer Prüfung zu unterziehen. Wie erstaunte aber der gute Mönch, als er des Knaben Mund gleichsam vor Gelehrsamkeit überströmen hörte. „Das Kind hat nicht zu wenig, sondern viel zu viel gelernt“ sagte Sebastianus zum Vater des Kleinen, nachdem er diesen hinausgeschickt hatte. „So wie der Körper nur eine bestimmte Last ohne Schaden zu tragen befähigt ist, ebenso der menschliche Geist. Seine Lehrer wissen sicherlich von Eurer Ungeduld, und ohne zu bedenken, daß sie damit gegen die heiligen Gesetze unseres allgütigen und allweisen Vaters im Himmel verstößen, haben sie des Kindes Geist mit Gelehrsamkeit über Gebühr vollgepropft. Wollt Ihr, daß Euer Sohn der wider-natürlichen Last nicht erliege, so nehmt ihn heraus aus der Schule und vertraut ihn meiner Leitung an, daß ich ihn erziehe zu einer Leuchte der Wissenschaft.“

Georg Graf hielt große Stücke auf den Prior, durch dessen kluge Dazwischenkunft vor längerer Zeit der Kronstädter Magistrat mit samt den Geschworenen, zu denen der Altmeister Graf auch gehörte, der Gefahr, in Bann gelegt zu werden, entronnen war. Diese Thedig oder

Rechtshandel, wie man heute sagen muß, steht mit unserer Erzählung in engstem Zusammenhang, weshalb wir dieselbe hier mittheilen müssen. Im Jahre 1483 war ein Knecht von Honigberg, einer Dorfgemeinde, die bekanntlich bei Kronstadt liegt, von der Witwe eines Kronstädter Bäckers, bei welcher er gelegentlich öfterer Getreideabfuhr verkehrt hatte, wegen Nichteinhaltung eines Eheversprechens verklagt. Nun gehörten zu jener Zeit solche Fälle vor das geistliche Gericht, denn die Geistlichen von dazumal hatten große Gerechtsame. Sie befaßten sich nicht nur mit der Seelsorge, sondern auch mit der Beaufsichtigung des irdischen Wandels der Weltlichen. Es unterstanden dem geistlichen Gerichte, deren höchste Instanz das Kapitel mit dem Dechanten an der Spitze war, nicht nur alle Kleriker, sondern auch die übrigen Kirchendiener und der ganze Stand erfreute sich besonderer Vorrechte. In Bann verfiel wer an diese privilegierte Personen Hand anlegte. Aber auch Weltliche gehörten in vielen Fällen unter das geistliche Gericht: Streitigkeiten unter Verlobten, Eheversprechungen, leztwillige Verfügungen, die Bemessung der Morgengabe und des den Kindern gebührenden Anteils, Ehezwistigkeiten, alle in das Zehentwesen einschlagenden Fälle, Kirchenraub, Wucher, Meineid, Selbstmord, Hexerei kamen vor den Richterstuhl der Geistlichkeit. Also mußte sich besagte Witwe ihr Recht beim Honigberger Plebanus suchen, der aber den verklagten Knecht freisprach. Die Bäckerin gab sich mit diesem Urteil nicht zufrieden und legte gegen dasselbe Berufung ein, aber nicht an das Kapitel und den Dechanten, sondern an den Kronstädter Magistrat und es ist nicht nur dies das Zeichen einer anbrechenden neuen Zeit, sondern nochmehr die Thatfache, daß der angerufene Magistrat, die Angelegenheit nicht von sich wies, sondern als in seinen Rechtskreis gehörig betrachtete, den Knecht vor sich lud und als dieser nicht erschien denselben kurzer Hand, gleich wie er in der Stadt betreten wurde, verhaften ließ und eine strenge Untersuchung gegen ihn anstellte. Der Pfarrer von Tarlau und gleichzeitig Dechant des Burzenlandes, Martinus geriet über das Vorgehen der Kronstädter derart in Zorn, daß er dem Magistrat und den Geschworenen den Bann ankündigte. Hier nun war es wo der Kapuzinerprior Sebastianus vermittelnd eintrat, einerseits den Magistrat bewog den Knecht freizugeben, andererseits den Dechanten dazu brachte, sich mit dieser Genugthuung zu begnügen, indem er ihm vorstellte, wie leicht bei einer zu straffen Spannung die Bande der Gemeinsamkeit zwischen Geistlichen und Weltlichen reißen könnten und daß in diesem Falle die Ersteren alles verlieren und die Letzteren alles gewinnen könnten. Waren es doch die Weltlichen welche die Geistlichen wählten!

Selbst der Dechant ging, wenn auch nur mittelbar, aus dieser Wahl hervor, denn er wurde von den Geistlichen des Kapitels gewählt. Der Papst aber, dem er unmittelbar unterstand, war weit und seine Allgewalt über die Gewissen der Menschen in sichtbarem Sinken begriffen.

„Gerne vertraue ich meinen Sohn Eurer weisen Leitung an“, hatte Georg Graß dem Priester Sebastianus geantwortet, „aber nicht, damit Ihr ihn zu einer Leuchte der Wissenschaft erzieht, sondern an ihm wieder gut macht, was die Lehrer in der Schule in ihrem Uebereifer schlecht gemacht haben. Ich weiß, daß Ihr ihn zu einem verständigen Manne und tüchtig machen werdet meiner Ledererwerkstätte, die ich ihm dereinst zu vererben gedenke, vorzustehen, denn Ihr seid nicht nur ein gelehrter Mann, sondern auch in allen leiblichen Uebungen wohlbewandert und auch dem Waffenhandwerk nicht fremd, so daß mein Johannes von Euch alles das wird lernen können, was einem richtigen Bürger not thut.“

#### IV.

Raum war Peter Meld, der Honigberger Knecht, aus seiner Haft in Kronstadt entlassen, so suchte ihm sein Plebanus eine reiche und schöne Bauerstochter aus, die er auf dessen Betreibung bald als sein angetrautes Weib heimführte. Das sollte eine Buße für die Bäckerwitwe sein, diese wußte sich aber bald zu trösten und dachte nicht mehr an die Thedig. Auch Peter hatte nicht Ursache derselben zu gedenken und wenn er es that, so war es mit dankbarem Herzen, denn sie hatte ihm zu seinem Glück verholfen. Doch bald trübte sich der Himmel seiner Zufriedenheit. Sein rüstiges Weib hatte alles gehalten was man von ihr erwartet und nie Anlaß zu einer Klage gegeben, jetzt that sie aber des guten zu viel, indem sie ihrem Peter mit einem dritten Knaben beschenkte. Nun waren drei Erben da, Peters Vermögen langte aber nur für zwei richtige Bauerleute. Die Erstgeborenen durften um keinen Preis der Welt verkürzt werden, also mußte der dritte Sohn, das Unglückskind, Zeit seines Lebens ein Knecht bleiben. Das that Peters stolzem Herzen weh. Da kam er auf den glücklichen Gedanken aus seinem Andreas einen Bürgermann in der Stadt zu machen, was beinahe ebenso gut war, als ein Bauermann in Honigberg oder anderswo und wozu man kein Geld brauchte. Es genügte ganz einfach die Einwilligung eines Meisters in der Stadt dazu. Diese zu erlangen, war aber auch keine Kleinigkeit. Sahen die Zünfte schon streng darauf, daß kein Meister aufs Land komme und wenn er es that, daß er ja keine Lehrlinge auf-

dinge, so war es fast ein Wunder, wenn ein Bauernknabe in die Stadt auf die Lehre kam. Nicht nur daß die städtischen Meister fast gar nicht daran dachten, andere als Bürgerkinder und womöglich aus ihrer eigenen Zunft aufzudingeln, sondern die Bauern selbst hielten es in den meisten Fällen für eine Erniedrigung, ihre Kinder in anderer Eigenschaft denn als Gelehrte unter die Bürgerschaft der Städte gehen zu lassen. Hier haben wir es also mit einem halben Wunder zu thun, welches bald zu einem ganzen werden sollte. Klos Weyprich, ein ehrfamer Meister der Schusterzunft in Kronstadt, bei dem Peter Meld seinen Bedarf an Schuhwerk deckte, begann eines Tages, als dieser mit seinem Sohne Andreas in die Stadt gekommen war, um für ihn ein Paar Stiefel auszuhandeln, von seinem einzigen Sohne zu sprechen, der ihm vor Jahren gestorben war und der jetzt eben so alt wäre wie Andreas. Er seufzte dabei und fügte dann noch hinzu, daß er ihn hätte jetzt aufdingen können, nun aber seine Werkstätte verwaissen müsse, denn er, Klos Weyprich, sei schon halb erblindet und könne bald nicht mehr arbeiten und das wäre schade. Peter Meld, der gar nicht hartnäckig im Begreifen war, wußte sich, als er dies hörte, kaum vor Freude zu fassen, that es aber doch; er wollte dem Städter an Verschlagenheit nicht nachstehen und so hub er denn bedächtig an, den alten halb erblindeten Meister zu bedauern, und ihn mit allerhand Gemeinplätzen zu trösten. Bald aber kam er auf die für seinen Sohn benötigten Stiefel zurück und da ergab sich die ungesuchte Gelegenheit über diesen selbst zu sprechen. Kurzum, nachdem die beiden verschlagenen Kumpane eine Zeit lang um den Brei herumgegangen waren, wurden sie handelseins, sowohl bezüglich der Stiefel, wie auch bezüglich des Lehrlings. Die näheren Bedingungen des Lehrvertrages werden wir gelegentlich des Aufdingens kernen lernen, das bald darauf im Hause des ersten Zunftmeisters der Schusterzech mit der vorgeschriebenen Feierlichkeit vorgenommen wurde. Am Nachmittage des dazu bestimmten Tages wurde im Prunkzimmer besagten Zunftmeisters der Tisch in die Mitte zwischen die Fenster geschoben. Auf einem Schemel neben demselben stand die geschlossene Zunftlade, an den Tisch wurden zwei Stühle gerückt. Gegen zwei Uhr erschienen der jüngere Zunftmeister und der Zunftschreiber im Feierkleide; der alte Zunftmeister hatte zur bevorstehenden Feier ebenfalls Festkleider angelegt. Die Zunftlade wurde geöffnet, das große, in Pergament gebundene Aufdingbuch und die Lehrlingsartikel umständlich auf den Tisch gelegt und die Lade wieder mit Bedacht geschlossen. Nun erschien Andreas Meld mit seinem Vater, seinem zukünftigen Meister und zwei erbetenen Zeugen, die ebenfalls Meister

aus der Schusterzunft waren. Der ältere von diesen beiden hat uns Wort, da er im Namen des anwesenden jungen Mannes an die ehrenhaften Zechmeister der ehrsamten Schusterzunft ein Ansuchen zu stellen habe. Nach diesen Worten und ehe darauf Bescheid erteilt worden, wurde die Zunftlade mit vorgeschriebener Würde wieder geöffnet und der Zunftmeister erklärte, der Sprecher könne nun bei offener Lade sein Begehren vorbringen, die Zunft höre ihn. Hierauf hub der Zeuge von Neuem an: „Da nächst Gottes Lob und Ehre, einer Stadt nichts so sehr frommen mag, als feste Ordnung und Sitte, unsere Stadt aber mit solchem Freitum geziert ist, daß Niemand darin mag als Bürger halten, sondern er sei in eine Zech eingeschrieben, also ist auch dieser junge Bursch zur Beweisung seiner Bürgerschaft vor Euch erschienen, ehrsamter Meister, mit uns als Mitmeister und wollen fleißig gebeten haben, da er ehrlicher Geburt und uns wohlbekannt ist zu arbeiten wie es vorgeschrieben ist. Was aber die Wahl des Meisters anbelangt, so wollt er Euch Meister Klos Weyprich bittlich angegangen haben, ihn in Eure ansehnliche Werkstätte aufzudingeln, allda Schusterbrauch zu lernen und ihn wieder ehrlich zu entlassen nach seiner Zeit als Meister der Zech. Auch was Euch zukommt für die Lehrzeit wird Euch sein hier ebenfalls anwesender Vater niederlegen ohne Widerperre.“ Der Zechmeister ergriff hierauf das Wort, sagte dem Burschen die Aufnahme in die Zunft zu, forderte ihn auf seinen Namen zu nennen, ließ diesen durch den Zunftschreiber in das Aufdingbuch eintragen, hierauf wendete er sich an Klos Weyprich und fragte ihn, ob er den Burschen aufnehmen wolle in seine Werkstätte und welche Bedingungen festgesetzt seien. „So er sich halten will sein und ehrlich, will ich ihn aufnehmen in meine Werkstätte. Was aber die Bedingungen sind, so hat der Vater für die Aufnahme die Geldgebühr zu erlegen, der Junge aber muß fünf Jahre in meiner Werkstätte unentgeltlich arbeiten, allwo er nicht nur das Schuhmacherhandwerk, sondern auch das Gyrgen (Gerben) erlernen wird und soll er, dieweil er groß und stark genug dazu ist, das Letztere wann immer ich es ihm heiße ohne Widerperre üben. Davor hat er die ganze Lehrzeit Unterkunft sowie alle leibliche Notdurft bei mir.“ Nach diesen Worten erlegte Peter Meld die Geldgebühr für die Aufnahme „er kaufte ihn in die Zunft ein.“ Nunmehr wurden dem also eingekauften Lehrling durch den Zunftschreiber die Lehrlingsartikel vorgelesen, deren Befolgung er mittelst Handschlag angelobte. Jetzt trat Klos Weyprich vor, reichte dem Burschen die Hand und sprach: „Also nehme ich Dich hiemit an als ordentlichen Lehrjungen in die Werkstätte und merk dir wohl, was in

den Artikeln steht, daß du in dieser Zeit ob in oder außer dem Hause, dessen Ehre und Vorteil zu wahren hast in Worten und Werken bei des Handwerks Ehren.“ Mit dieser Erklärung war die Aufnahmeförmlichkeit beendet, die Meister dankten für die bereitwillige Aufnahme ihres Gesuches, die Bücher und Artikel wurden in die Lade eingelegt, diese sodann verschlossen und nachdem ein Trunk Wein herumgereicht worden war, entfernten sich alle aus des Zechmeisters Hause.

Der alte Klos Weyprich beschäftigte merkwürdigerweise den Andreas Melb bloß beim Ledergerben. Bald sollte es klar werden warum er es that, und warum er überhaupt den jungen kräftigen Burschen aufgenommen. Die Schwäche seiner Augen hatte seit einiger Zeit so zugenommen, daß er nicht nur das Amt eines Geschworenen der Stadt, welches er inne gehabt, hatte niederlegen müssen, sondern nunmehr auf den Punkt angelangt war, sein Gewerbe nicht mehr selbst betreiben zu können. Obgleich vermöglich, ja reich, wollte er mit seiner Lieblingsbeschäftigung Geld zu machen nicht inne halten und seine letzten Lebens-tage damit versüßen. Das suchte er auf einem eigentümlichen Wege zu erreichen. Damaliger Zeit hatte die Schusterzunft das Gesetz, „daß jeder Meister, der das Ledergerben verstehe, Leder gerben dürfe,“ freilich nur für den eigenen Bedarf nicht aber für den Verkauf! Meister Klos kam, nachdem sein Lehrling das Gerben erlernt hatte, bei der Zunft ein, daß ihm gestattet würde, da er sein Handwerk nicht mehr arbeiten könne, Leder zum Verkaufe auszuarbeiten. Die Schusterzech hatte natürlich nichts dagegen einzuwenden, dafür aber umso mehr die Gerbersknechte, welche darin eine Gefährdung ihrer Gerechtfame sahen. Sie wandten sich an ihre Meister mit der Bitte, dem Klos Weyprich das Ledergerben durch den Rat der Stadt einstellen zu lassen. Diese aber teilten die vom Altmeister Georg Graß vertretene Ansicht, daß es für eine solch angesehene Zunft, wie die der Lederer, nicht zieme, einem alten, erblindeten Mann von Klos Weyprichs Verdiensten, das Brod zu beneiden, das er sich mit dem Ledergeschäft zu verdienen versuche, also ließen sie den geldgierigen, alten Schlaumeier ungestört bei seinem Lederhandel. Dieser lachte sich ins Fäustchen. Die Gerbersknechte riefen aber: „ja, die Meister wollen ihren Vorteil nicht missen. Klos vermittelt ihnen gegen der Zunft Gerechtfame den Verkauf der Leder an fremde Händler.“ Das war nun nicht wahr, aber auch dazumal suchte man, ebenso wie heutzutage, hinter jeder großmütigen Herzensregung eine schmutzige Triebfeder. Jedenfalls glaubten sich die Gesellen mit ihrem Begehren im Recht und genau betrachtet waren sie es auch, aber die ehrfame Zunft hatte

gesprochen; sie duldete keinen Widerspruch, nicht einmal vom Räte der Stadt, der zu vermitteln versuchte, geschweige denn von ihren eigenen Knechten. Diese gedachten aber bis ans Aeußerste zu gehen, um dem gekränkten Recht wieder zu seinen Ehren zu verhelfen. Eines Sonntags begaben sich die beiden Altgesellen der Gerberzunft zu ihrem Zunftmeister und teilten ihm den Beschluß der Burschenschaft mit: entweder wird dem Klos Weyprich das Gerben eingestellt, oder es kündigen sämtliche Ledererknechte und Lehrlinge ihren Meistern die Arbeit. Das ließ sich die Zunft nicht bieten und drohte jedem, der die Arbeit aus diesem Anlasse einstellen würde, als einen Schalk im ganzen Lande ausschreiben zu lassen. Das schreckte die aufrührerischen Knechte nicht. Nach Tische kündigten sämtliche Gesellen und Lehrlinge die Arbeit auf. Georg Graß, der seine Leute stets gut, besser als irgend einer behandelt hatte, war außer sich vor Wut und verstieg sich sogar so weit, den Wortführer seiner Arbeiterschaft ins Gesicht zu schlagen. Dann eilte er zu seinem alten Freunde dem Prior Sebastianus, um mit ihm die Sache zu besprechen, da er wohl fühlte, daß er sich von seinem Zorne zu weit hatte hinreißen lassen. Er traf den Mönch beschäftigt, seinem Sohne den gewohnten Unterricht zu erteilen. „Es scheint fast“, mit diesen Worten trat der aufgeregte Meister an Sebastianus heran, „als solltet Ihr recht behalten.“ „Womit, lieber Altmeister“, frug ihn der Mönch mit einem milden Lächeln. Doch bevor Graß antwortete, hieß er seinen Sohn nach Hause gehen, dann sprach er düster: „Ja, Ihr habt Recht gehabt, mir meinen Sohn vorzuenthalten, ihn mit Gelehrsamkeit vollzustopfen und seinen Eintritt als Lehrling in meine Werkstätte von Jahr zu Jahr aufzuschieben. Nun dank ich Euch dafür.“ Und als Sebastianus ihn um die Ursache seiner Sinnesänderung frug, erzählte ihm der Altmeister vom Aufruhr der Gerberknechte und von der eigenen kläglichen Rolle, die er darin im letzten Augenblicke gespielt. „Das ist Gottes Finger“, tröstete ihn der Priester, „er weist Euch mit Macht den Weg, den Ihr Euren Sohn sollt wandeln lassen, denn wisset, Johannes hat bereits alles das gelernt, was er von mir lernen konnte. Hätte ich die Macht dazu, so könnte ich ihn zu einem Magister der freien Künste ernennen.“ „Was ist das?“ fragte der Meister aber seine Gedanken weilten noch immer bei seiner voreiligen That. „Die freien Künste“ belehrte ihn Sebastianus, „sind sieben an der Zahl und heißen: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie.“ „Lauter Sachen von denen ich nichts verstehe“, erwiderte der Meister unwirsch. „Wünsche es mir auch nicht, sagt mir lieber, wie könnte ich das wett machen, was

ich gegen meine Gefellen gefehlt.“ „Dazu langt meine Gelehrsamkeit nicht“, erklärte der Mönch. „Unso viel weniger wird also das Wissen meines Sohnes taugen“, platzte der Meister ungeduldig heraus. Sebastianus blickte ihm eine Weile schweigend in die Augen, dann sagte er ruhig: „geht heim und sucht Euer Gemüt zu besänftigen, es tobt noch gar arg darin.“ Der Altmeister ging und unterwegs beschlich ihn die Hoffnung, alles könne sich noch nach seinem Sinne wenden. Aber der Stein, der ins Rollen gekommen war, ließ sich nicht mehr aufhalten und zermalmte das Gebäude seiner stillen Hoffnung.

Nach der Besper traten die Lederergesellen zusammen und nahmen das Herbergszeichen von dem Hause ihres Herbergsvaters herab, damit verkündend, daß sie die Stadt verlassen wollen. Als der Zunftmeister hievon Nachricht erhielt, eilte er sofort zum Stadthannen und eine starke Trabantenabteilung wurde entsendet, die Aufrührer zu fangen. Diese hatten sich jedoch vorgesehen und als die Trabanten erschienen, waren sie bereits alle zur Stadt hinaus und hatten im Hofe der Kirche zu Bartholomäus ein Asyl gefunden. Von hieraus schickten sie zwei aus ihrer Mitte an den Stadtrichter und führten Klage gegen die Meister. Das Oberhaupt der Stadt wußte von der Sache und ging sofort an Ort und Stelle, wo er bald die aufrührerischen Gefellen zur Vernunft brachte. Als sich dieselben auf die Heiligkeit ihrer Zufluchtsstätte stellten, hatte ihnen der Stadtrichter mit dem Aushungern gedroht und damit auch seinen Zweck erreicht. So viel mußte er ihnen denn doch zugestehen, daß die von Georg Graf gekränkten Gefellen und Lehrlinge sich andere Meister wählen durften, was diese auch ausnahmslos thaten. Graf blieb infolge dessen ohne jede Hülfe in seiner Werkstätte und hatte zum Schaden auch noch den Spott. Darunter in erster Reihe die Notwendigkeit, den Antrag des Klos Weyprich annehmen zu müssen, der die halbgahren Häute des Altmeisters kaufte und durch seinen Lehrling Andreas Meld ausarbeiten ließ. Während dieser Zeit wohnte Meld im Hause des Altmeisters, war also ein Hausgenosse Johannes'. Georg Graf mußte sich nun mit dem Gedanken, aus seinem Sohn einen Gelehrten zu machen, abfinden. Die Mittel hatte er dazu und so blieb ihm nichts anderes übrig, als darein zu willigen, daß Johannes eine Universität beziehe. „Gott hätte meinen Sinn auf mildere Weise zum Bessern wenden können“, dachte er dabei und fügte noch zweifelnd hinzu, „wenn es überhaupt das Bessere ist.“ Der Kapuzinerprior Sebastianus, Johannes' Lehrer, hatte diesem in der Person des Dr. Martin Kepin, einem Hermannstädter, welcher an der Wiener Universität wirkte, einen viel vermögenden

Beschützer gefunden, der sich bereit erklärt hatte ihm mit Rat und That an die Hand zu gehen. Nun ward im Familienrate beschloffen, daß Johannes, obgleich kaum 17 Jahre alt, die Universität in Wien beziehen solle. Aber vor 400 Jahren war eine Reise von Kronstadt nach Wien nicht eine Alltagsache wie heute, namentlich für jemanden, der wie es bei Hontertus der Fall war, jahrelang der Heimat fern bleiben sollte. Da mußte für eine ausgiebige Ausstattung an Kleidern, Leibwäsche und Beschuhung gesorgt werden und diese zu beschaffen, teilweise mit eigenen Händen herzustellen, ließ sich Frau Dorothea nicht nehmen. Daß dabei manches Stück von ihren heimlichen Thränen geweiht wurde, wußte nur sie und der liebe Gott. Johannes hatte keine Ahnung davon und betrieb darum munter die Vorbereitungen zu der weiten Reise, wo er, wenn auch nur zum Teil, das mit leiblichen Augen sehen sollte, was er im Geiste unter der Leitung seines geliebten Lehrers mit so viel Wissensdurst kennen gelernt hatte. Die kurze Zeit, die er noch in der Heimat verbringen sollte, nutzte er dazu aus, seinen Körper mehr als es dem eifrig Studirenden bisher möglich gewesen, an Luft und Sonne zu gewöhnen. Er unternahm mit Andreas Meld längere Ausflüge. Eines Sonntags waren sie an die Weidenbach gegangen und nahmen darin ein Bad. Johannes als er schon aus dem Fluße steigen wollte und gegen dessen Ufer hinschwamm geriet unversehens in einen Strudel, der ihn mit Macht erfaßte und in die Tiefe zu ziehen drohte. Andreas ersah die Gefahr, er befand sich jedoch zu weit entfernt, als daß er seinem Kameraden beizeiten eine helfende Hand hätte reichen können, doch erfaßte er zum Glück die Lage mit einem einzigen Blick und schrie dem Ertrinkenden zu: „greif nach dem Hontert (Hollunder) greif zu, deine Hand streift ihn ja!“ Johannes hatte seine Geistesgegenwart auch noch nicht verloren und haschte sofort nach dem Zweige, der sozusagen in seiner Hand lag, weshalb er ihn leicht fassen konnte. Nun war er gerettet, denn er schwang sich mit Hülfe des Honterts aus dem Strudel an das sichere Ufer. Als er daheim seinem Vater das Abenteuer erzählte, schloß er mit der Frage: „hängst Du sehr an deinem Namen Vater?“ „Ich verstehe dich nicht, was willst Du damit sagen?“ erwiderte der Alte. „Ich meine, ob es Dir daran gelegen ist, daß ich den Namen Graß bis an mein Lebensende führe und falls ich Kinder habe, ihn denselben vererbe?“ „Nein, nein! Seit der unglücklichen Stunde, wo ich mich vom blinden Horne übermannen ließ, ist er mir selbst zuwider geworden und ich möchte ihn gerne ändern, würde ich mich nicht vor dem Spott der Leute scheuen.“ „Siehe Vater, aus Dankbarkeit gegen den Hontert, der mich mit Gottes

Hülfe aus den Wellen der Weidenbach errettete, möchte ich hinfort mich Hontert oder besser Honterus nennen und schreiben." „Thue es mein Sohn und der allmächtige Vater im Himmel schütze dich auch weiter und lasse diesen deinen neuen, der Dankbarkeit entstammenden Namen zu deinem und zum Segen deiner Mitmenschen werden“, wünschte der Vater und „Amen“ fügte die geführte Mutter hinzu, die dabei gestanden und die Hände voller Andacht gefaltet hatte. Und so hieß von diesem Augenblicke an, der junge Graf, Johannes Honterus und der Wunsch seiner Eltern wurde vom allmächtigen Lenker der Menschengeschicke erhört wie selten einer.

## V.

Die Reiseausstattung des jungen Honterus war endlich fertig und alles beisammen. Zwar hätte die besorgte Mutter noch manches nachzutragen, noch manches besser zu machen gehabt, aber da sich eben eine Gelegenheit bot, die nicht sobald wiederkehrte, so mußte die Trennung vor sich gehen. Von tausend Segenswünschen der Mutter begleitet und einem „fahre wohl“ des Vaters, dem ein kräftiger Händedruck vorausgegangen war, reiste Johannes mit zwei Kronstädter Kaufleuten, welche über Wien zur Leipziger Messe fuhren, ab. Mütterchen hatte ihm mit reichem Mundvorrat — darunter auch ein Sack welscher Nüsse vom Nußbaum im elterlichen Garten, — versehen, der Vater ihm den Beutel gespickt, er selbst aber die nötigen Empfehlungsbriefe und Waffen mitgenommen. Die Kaufleute mit denen er zusammen in einem wohlverwahrten Koberwagen fuhr, waren vielgereiste Männer, des Weges kundig, also konnte Honterus wohlgemut die Fahrt antreten. Der Winter hatte von den Bergen und Hochthälern Siebenbürgens noch nicht vollends Abschied genommen, denn man war noch im Monate März, aber je mehr Tagereisen sie machten und sich von den Höhenzügen der Karpathen entfernten, umso grüner wurden die Gelände, Blümlein sprießten am Rande des Weges und die Bäume, an denen man vorüberfuhr, prangten im schönsten Schmelz des frischen Laubes und waren hie und da über und über mit Blüten bedeckt. Doch neben diesen herzerfrischenden Spuren der wiedererwachenden Natur gab es auch andere, welche das Gemüt der Reisenden bedrückten. Brandtrümmer des Hörigenaufstandes, welcher ein Jahr früher auch unter den Mauern der Vaterstadt seine blutigen Flammen erhob, indem auch die den Kronstädter Bürgern unterworfenen Bauern des Törzburger Dominiums rebellisch geworden und ihre Pflichten abzuschütteln versucht hatten. Darum hatte auch Kronstadt seine Reifigen und Fußknechte gestellt und des Wojwoden Johannes Zapolya

Heeresmacht verstärkt, die den Troß der Bauern, der „Kuruzzen“ endlich brach. — „Jetzt heißt es aufpassen“ sagte einer der Mitreisenden, der Kaufmann Merenberger, „jetzt kommen wir bald auf die berühmte ungarische Puszta. Da wimmelt es an allen Ecken und Enden von Schnapphähnen. Es bleibt also dabei, wir suchen nach Möglichkeit Dorfsherbergen auf und wenn wir ja einmal in einer Tscharda am Heerwege nächtigen müssen, so hat immer einer von uns während der Nachtzeit Wache zu halten.“ „Und das werde ich sein“, ergriff Johannes eifrig das Wort, „ich bin der Jüngste“ „Und der Unerfahrendste“, setzte Habbes der zweite Kaufmann dazu, der etwas herb von Gemüth war. „Nun, da brauchts nicht viel Erfahrung, bloß ein gutes Gehör und muntere Sinne um jedes Geräusch wahrzunehmen und uns darauf aus dem Schlafe zu rütteln, lieber zu eifrig als zu lässig.“ „Gut denn, die erste Nachtwache soll er haben, sofern sie nicht mitten in der Puszta sich trifft, sondern am Rande derselben, wo weniger Strolche sind.“ — Sie mußten richtig schon am folgenden Abend in einer Tscharda an der Landstraße unweit von Großwardein einkehren und da hätte also Honterus der Vereinbarung zufolge, seine erste Nachtwache halten sollen, aber damit hatte es einen bösen Hacken, und kam es gar nicht zum Zubettegehen. Gleich der Umstand, daß der Fuhrmann, welcher die Tscharda kannte, behauptete, er habe den jehigen Wirten nie darin gesehen, machte die Reisenden stutzig und hieß sie auf ihrer Hut sein. Auch war es keineswegs beruhigend, daß der Wirt ein gebrochenes Ungarisch sprach. Doch erklärte er beide Eigentümlichkeiten, indem er sich beeilte unseren Freunden, deren Mißtrauen er sofort bemerkt zu haben schien, zu erzählen, er sei eigentlich von Haus aus ein griechischer Handelsmann, den das Schicksal in diese Gegend verschlagen habe, wo er, nachdem er durch verruchte Räubershand seiner ganzen Habe entblößt worden sei, doch noch das Glück gehabt habe, der verwitweten Eigentümerin dieser Tscharda zu gefallen und sie zu heiraten. Gott habe sie selig, denn sie sei bald darauf gestorben, habe ihn allein hier unter all diesen Fremden und bösen Leuten zurückgelassen, aber die Gnade des Allmächtigen, — dabei bekreuzigte er sich, — werde ihn bald in stand setzen, wieder Handelsgeschäfte zu betreiben und in seine teure Heimat zurückzukehren. Und nun legte er sich aufs Befragen, ob seine werthen Gäste auch Handelsleute seien, wohin sie zögen, wahrscheinlich nach Leipzig, recht viele teure Waren einzuhandeln und dabei konnte er ein tückisches Aufleuchten in seinen ohnehin brennenden Augen nicht unterdrücken. Johannes bemerkte dieses Aufleuchten, was seine Spannung verdoppelte. So sah er denn, daß Merenberger, der

ohnehin gerne sprach und mehr Einfalt als Schlangenlist im Gemüt hatte, schon den Mund aufthat, um dem Griechen alles zu erzählen, was er wissen wollte, auch merkte er wie Habbes hinter dem Rücken des Wirten dem Merenberger vergebliche Zeichen machte, zu schweigen und wie er das sah, hatte er einen rettenden Gedanken. Er fing plötzlich an, sich wie närrisch zu gebärden, wobei er in sächsischer Sprache folgende Worte sang: „sagt ihm, daß ihr Ratsherren und mit einer Botschaft an König Ludwig des Zweiten Hof nach Ofen entsendet seiet.“ Habbes faßte sofort die Sache auf und beeilte sich dem Griechen die vorgesungene Mähr aufzubinden. Merenberger war zum Glück so erstaunt, daß er nichts sprechen konnte und als er sich erholt hatte, war ihm auch bereits die Sachlage klar geworden und so hielt er es für das Beste, auch weiterhin zu schweigen. Der Wirt aber sagte mit einem bösen Blick auf Honterus: „ist es bei Euch zu Hause Sitte, daß solch grüne Burschen wie der da einer ist, singen und herumspringen, wenn ältere Leute miteinander sprechen.“ „Haltet es ihm zu gute, seht ihr nicht, daß er nicht recht bei Sinnen ist, deshalb auch haben wir ihn mitgenommen, vielleicht, daß in Ofen ihm einer von den geschickten Aerzten wieder zu seinem Verstande verhilft.“ Der Wirt gab sich mit der Auskunft zufrieden und ging nun seinen Geschäften nach, ohne den Gästen weitere Aufmerksamkeit zu widmen, als es ihre Bedienung erforderte. Diese ließ nichts zu wünschen übrig, sie war eher aufdringlich, als nachlässig. „Ha, ha, ha,“ lachte Honterus, „er versteht nicht sächsisch, aber traut ihm nicht, seine Augen funkeln wie die eines Raubtiers und er betrachtet uns insgeheim.“ „Du bist nicht recht bei Trost“, sagte Merenberger noch immer unwirsch. „Johannes hat recht“, bestätigte Habbes, „was ihm an Erfahrung abgeht, das ersetzt ihm der Mutterwitz. Mir gefallen die Augen des Griechen auch nicht. Vielleicht ist er ein Walach, der griechisch kann, ein Straßenräuber und Hehler. Diese Tscharda scheint mir eine richtige Mördergrube zu sein. Ich werde mit dir wachen mein Sohn.“ „Ich auch“ fügte Merenberger hinzu, dem sich bei dem Gedanken, in eine Mördergrube geraten zu sein, die Haare sträubten. Es sollte aber noch besser kommen. Vier neue Gäste traten in die Tscharda lärmend ein. Der Wirt eilte freudig, sie zu empfangen. Es waren Bekannte von ihm, darunter ein Mann von recht behäbigem Aussehen mit dem der Wirt sehr unterthänig verkehrte. Sie redeten walachisch miteinander. Vorerst bewegte sich ihr Gespräch im Rahmen der Verständigung zwischen Gast und Wirt, dabei ließen sie aber unsere Kronstädter Freunde nicht einen Augenblick aus den Augen. Honterus hatte wieder zu singen begonnen

und seine Gefährten gewarnt, es ja nicht zu verraten, wenn sie walachisch verstünden und sollten sie auch die fürchterlichsten Sachen in dieser Sprache zu hören bekommen. Dies wurmte den klugen Habbes. Gern hätte er geantwortet, daß er an seinem eigenen Verstand genug habe und auch ohne Johannes naseweise Lehre es für ihn selbstverständlich gewesen wäre, die Kenntniss der walachischen Sprache vor diesen Leuten zu verheimlichen, aber er wollte die Aufmerksamkeit der Räuber nicht noch mehr auf sich ziehen. Denn Wirt und Gäste waren ganz sicherlich Räuber und hatten es auf ihren Beutel abgesehen, wobei ihres Lebens gewiß nicht geschont werden würde. Drei gegen fünf, da war an ein Entkommen nicht zu hoffen, außer vielleicht durch List. Merenberger verstand in Wahrheit kein walachisch und so blieb er still und ruhig. Er glaubte an eine Vorherbestimmung und die seinige war, wie es ihm einst eine Pharisäerin (Zigeunerin) vorausgesagt hatte, im Bette zu sterben, also konnte es ihm hier nicht an den Kragen gehen; für die anderen fürchtete er nicht, denn beide waren pffiffig und sie würden mit diesen Walachen schon fertig werden. „Was ist das für ein Kerl?“ hatte einer der neuen Gäste den Wirten gefragt, als Johannes zu singen begonnen hatte. „Ein Narr, den ich bald todt schlagen werde“, erwiderte ihm der Gefragte und schielte dabei auf Honterus um die Wirkung seiner Worte auf ihn zu erproben. Unser Johannes war aber eisig dabei, eine Fliege zu erhaschen. Keine Spur von Verstand in seinem Gesichte, geschweige denn vom Verständnis der eben gesprochenen Worte. „Saget dem Burschen, daß er schweigen soll“, wandte sich der Wirt, auch jetzt noch walachisch sprechend, an die beiden Begleiter Honterus', indem er sie dabei fest in die Augen saßte. Merenberger, der in Wahrheit nicht verstanden hatte, was der Wirt von ihnen wollte, frug ihn gemüthlich auf ungarisch: „Was wünscht Ihr von uns, ich glaube Ihr habt walachisch zu uns gesprochen, das verstehen wir nicht.“ „Keiner von Euch?“ „Nein, keiner.“ „Nun ich hatte Euch gebeten, dem Burschen zu sagen, er solle, wenn er schon singt, walachisch oder meinetwegen ungarisch singen, damit wir ihn auch verstehen.“ „Nein, das habt Ihr nicht gesagt“, lächelte Merenberger, „denn ich habe von rumuneschte und unguereschte nichts in Eurer Rede vernommen.“ „Also Ihr versteht doch walachisch?“ „Bloß soviel: pune tschinstea un cap rumune, stehtii unguereschte or saseschte, mehr brauchen wir nicht zu können. Wollen die Walachen mit uns sprechen, so müssen sie sächsisch lernen oder meinetwegen ungarisch.“ „So, ich werde das alles diesen Gästen wieder sagen“, meinte der Wirt und damit kehrte er sich an diese und sagte ihnen in walachischer Sprache, „daß

dieser hier, der soeben gesprochen, uns nicht versteht, glaube ich nun, aber den beiden andern traue ich nicht, deshalb müssen sie sterben, zieht Eure Schwerter.“ „Am helllichten Tag!“ widersezten sich die Räuber. Nur der Behäbige lächelte und sagte: „Die beiden haben die Probe gut bestanden, entweder sind sie sehr schlau, oder sie verstehen wirklich nicht, was wir sagen. Um sicher zu gehen, nehmen wir das erstere an und schweigen vor ihnen von unserm Vorhaben.“ „Leider kennen wir es nur zu gut“, sagten sich sowohl Habbes wie auch Honterus und konnten sich dabei eines leisen Schauers nicht erwehren. „Wenn Ihr vor diesen da nicht reden wollt, so gehen wir hinaus um uns zu besprechen“, rief nun einer der Räuber. „Nein, das können wir nicht thun, es wäre zu gefährlich, sie aus den Augen zu lassen. Besser ist es, wir verhandeln in ihrer Gegenwart, selbst auf die Gefahr hin von ihnen verstanden zu werden.“ „Freilich können wir ganz ruhig vor ihnen reden, denn sie sind uns sicher mit Haut und Haaren“, bemerkte der räuberische Wirt, „ich habe bereits alle Thüren versperrt, Niemand kann weder hinaus noch herein und da wir fünf gegen drei sind, so müssen wir für alle Fälle unserer künftigen Sicherheit wegen nur darauf achten, daß die Sache ohne viel Geräusch ablaufe.“ „Hast Du Dich überzeugt, daß sie Geld mitführen?“ frug nun der Behäbige. „Es sind Kaufleute aus Kronstadt, ich kenne den Fuhrmann.“ „Richtig“, sagte der Behäbige, „geht schaut nach ihm und macht ihm den Garaus, keiner darf uns entwischen.“ Die drei Räuber, deren Hauptmann der Behäbige war, wollten sofort hinausseilen. „Da bleiben wir zwei gegen drei und alle drei sind bewaffnet“ bemerkte der Wirt diesmal in griechischer Sprache. „Du hast recht“, erwiderte der Räuberhauptmann in der nämlichen Sprache. Dann sich gegen die Räuber wendend gebot er ihnen auf wallachisch: „Bleibt noch ein wenig.“ Die Räuber sezten sich wieder. „Ich wollte sie eigentlich hinaushaben um mich mit Dir zu verständigen“, begann der Räuberhauptmann wieder griechisch sprechend, „nun können wir es aber auch in ihrer Gegenwart thun, ich hatte ganz darauf vergessen, daß keiner von ihnen unsere Muttersprache versteht“. Dann fuhr er gegen die Räuber gewendet, ihnen verständlich, fort. „Diese Kerle“, er meinte damit Honterus und seine beiden Gefährten, „verstehen ganz gut was wir sprechen, sie wissen was wir vorhaben, darum können wir nicht zwei gegen drei mit ihnen hier bleiben. Ich werde mich wegen des Fuhrmanns mit dem Wirten in griechischer Sprache verständigen, da können diese da lange horchen, sie werden nicht wissen was wir sagen, denn es sind Sachsen aus Kronstadt.“ „Nein, gewiß nicht“, lachten die

Räuber; der Wirt aber lachte am lautesten und am längsten. „Wie sollten sie eine Sprache gelernt haben“, setzte einer der Mißethäter mit selbstbewußter Miene hinzu, „die nicht einmal wir kennen, wo wir doch eines Glaubens mit Euch sind und gleicherweise das Kreuz schlagen“, dabei schlug er es auch mit großer Andacht. Der Räuberhauptmann begann nun auf griechisch: „Heut machen wir ein Ende.“ „Habt ihr abgerechnet und geteilt?“ „Ja, jeder hat seinen Anteil, etwa tausend Gulden, bei sich im Gürtel, das, nebst unserer heutigen Beute muß uns in die Hände fallen, wie machen wir es aber?“ „Ganz einfach“, lächelte der Wirt, „wir beide gehen hinaus, um den Fuhrmann zu erschlagen, inzwischen werden diese hier auf ein unvorsichtiges Wort von mir, sich gegenseitig tot machen. Was noch etwa am Leben bleibt, schaffen wir dann kaltblütig bei Seite.“ „Einen größeren Schurken als Dich gibt es doch nicht auf Gottes Erdboden“, sagte der Räuberhauptmann und das sollte aus seinem Munde ein Lob sein. Auch Honterus, der, wie wir wissen, griechisch konnte, und ihr Gespräch verstanden hatte, sagte sich dasselbe, aber mit zitterndem Herzen. Doch galt es nun mutig sein und scharfsinnig, darum beschwichtigte er sein weiches Gemüt, indem er seine ganze Willenskraft zusammennahm, um aus dem schurkischen Vorhaben der zwei Verräter für sich und seine beiden Gefährten Nutzen zu ziehen. „Wir haben beschlossen“, wandte sich der Wirt an die Räuber, „daß Euer Hauptmann und ich hinausgehen um den Fuhrmann unschädlich zu machen.“ „Seid ihr damit einverstanden?“ fügte der Hauptmann hinzu. „Ja“, erwiderten die Räuber. „Ihr werdet euch doch drei, gegen drei nicht fürchten?“ spottete der Wirt im Begriffe sich hinauszubegeben. Dies war das angeblich unvorsichtige Wort, welches seine Wirkung auch nicht verfehlte, denn einer von den Räubern rief übermütig: „Nein, nein, im Gegenteil, wenn ihr wieder kommt, sollt ihr bereits gethane Arbeit vorfinden.“ „Das wollen wir sehen!“ „Halt“, sagte nun Honterus gelassen auf wallachisch und alle blickten vollen Staunens zu ihm hin. „Hätte ich tausend Gulden im Gürtel, wie jeder von Euch, ich würde den Wirten nicht hinausgehen lassen und zu seinem Nutzen mich auf Leben und Tod halgen!“ Wäre ein Blitzstrahl unter die Räuber gefahren, er hätte keine größere Verwirrung anrichten können, als diese unerwarteten Worte des jungen Mannes. Sie blieben fassungslos und blickten sich einander verstört an. Habbes sah die Entscheidung vor sich und lockerte sein Schwert, Merenberger ahmte ihm nach, Honterus war schon früher kampfbereit, die Räuber sollten sein Leben nicht billig haben. Der Wirt raffte sich zuerst aus der Betäubung auf. „Schlagt ihn todt,

den Narren!" brüllte er, aber vergeblich. Alles harrete gespannt auf die erste Bewegung, auf das erste Wort des Hauptmannes, der noch immer nicht wußte wie ihm geschehen, und nicht in der Lage war einen verständigen Gedanken zu fassen: „Hauptmann, Hauptmann, jetzt heißt es klug sein und sich durch eine rasche That aus der Klemme ziehen“, rief ihm Honterus auf griechisch zu. Dies wirkte, der Räuberhauptmann, wußte, daß er vor der Entscheidung stand und, diese zu beschleunigen, spaltete er mit einem einzigen wuchtigen Hieb dem Wirten den Kopf, der lautlos neben ihm todt zusammensank. „Und willst Du, daß deine Leute nichts erfahren, so zieht ab“, fuhr Honterus fort. „Vorwärts!“ kommandierte der Räuberhauptmann, „Gefahr im Verzuge“, setzte er noch hinzu, um seinem Befehl Nachdruck zu geben, und eh' es sich die erstaunten Kaufleute versahen, waren die Räuber schon auf und davon, wie ein Wirbelwind. Nun ging es unter den Geretteten an ein Fragen und Erklären hin und her. „Ich muß Euch“, sprach Habbes zum Schluß sich an Honterus wendend, „ein großes Unrecht abbitten, das ich Euch in meinem Herzen angethan. Raseweis hab ich Euch im Stillen genannt. Nein, das seid Ihr nicht, sondern Ihr seid ein Mann, ein ganzer Mann wie selten einer. Wissen, Herzhaftigkeit, Verstand, Kaltblütigkeit zeichnen Euch aus und befähigen Euch zur Erreichung der höchsten, der schönsten Ziele. Schade, daß Ihr von uns zieht. Kronstadt verliert viel an Euch.“ „Nicht für immer kehre ich meiner Vaterstadt den Rücken“, sprach Honterus tiefbewegt, „so Gott will komme ich dereinst wieder heim, reich an Erfahrung und gefestigt in meinem Wissen, auf daß ich mich meiner vielgeliebten Vaterstadt weihe.“ „Das walte Gott!“ sprachen die beiden Handelsherren indem sie dem jungen Mann voller Dankbarkeit die Hand drückten und waren dabei so gerührt, daß sie sich der Thränen, die nun ihren Augen unwillkürlich entquollen, gar nicht schämten und sie frei in ihre dichten Bärte hinabrollen ließen. Männer weinen zu sehen! das hatte in der Zeit der gepanzerten Herzen und der eisernen Fäuste nicht wenig zu sagen.

## VI.

In Wien trennte sich Honterus von seinen Kronstädter Begleitern und machte sich sofort auf, seinen Landsmann, den berühmten D. Martin Kopin aufzusuchen, während die zwei Handelsherren ihren Weg nach Leipzig fortsetzten. Und wie unser Johannes durch die Straßen Wiens dahinschritt, mutete ihn alles gar so heimatlich an. Die nämlichen Umfassungsmauern mit Gräben davor, Thürmen und Basteien daran und

Thoren darin, die gleiche Bauart der Häuser, das gleiche Durcheinander der Straßenzüge, alles war hier fast ebenso wie bei ihm zu Hause, nur alles größer, die Stadt viel ausgedehnter und ihre öffentlichen Gebäude namentlich die Kirchen viel ansehnlicher. Die Krone von allen war der Stefansdom, das Herrlichste was Honterus je an Menschengebilde gesehen. Die Bewohner dieser großen Stadt fand unser Landsmann lebhafter in ihrem ganzen Gebahren, mittheilsamer, zutraulicher, hilfsbereiter, dabei aber seichter und wankelmütiger als die Siebenbürger Sachsen. Da ihm jeder, den er fragte, bereitwilligst Auskunft gab, so fand er bald die Wohnung seines zukünftigen Gönners, der in Wien eine bekannte Persönlichkeit war und über dessen Verhältnisse er von den Leuten auf der Straße bis ins Einzelne gehende Auskunft erhielt, ohne daß er dieselbe auch nur verlangt hätte. D. Martin Kopin war zu jener Zeit Dekan der juridischen Fakultät und nahm Honterus mit großer Freundlichkeit ja als einen lieben Landsmann mit Wärme auf, die sich nach kurzem Verkehr mit ihm in aufrichtige Liebe und Wertschätzung verwandelte. Er führte ihn in alle gelehrten Kreise Wiens ein, bahnte für ihn Bekanntschaften mit auswärtigen Gelehrten an und sorgte für ihn wie ein liebender Vater für seinen Sohn und dereinstigen Erben, denn Kopin trug sich bald mit dem Gedanken, dem Honterus seine Nachfolgerschaft an der Wiener Universität zuzuwenden, da er selbst hohe politische Ziele zu verfolgen begann. Er betrieb nach besten Kräften die Promotion seines jungen Landsmannes. So kam es, daß Honterus schon nach anderthalb Jahren die Baccalareuswürde und nach weitem zwei Jahren, die Magisterwürde erhielt. Das war erstaunlich, die Frucht unausgesetzten Fleißes und ein viel wichtigerer Erfolg, als wir es uns in unserer leichtlebigen Zeit vorzustellen vermögen. Man gab aber auch dem Verdienste die Ehre. Gelegentlich der Promotionsfeierlichkeiten wurden dem neuernannten Magister Jackeln vorgetragen. Honterus sollte nun noch den Doktorshut, die höchste akademische Würde erwerben, um dann auf den ersten Ruf an die Stelle Kopins treten zu können.

Inzwischen war Kaiser Maximilian 1519 zu Wels gestorben und ihm folgte Karl V., der es indeß vorzog sein Königreich Spanien zu regieren, weshalb er als seinen Statthalter in Oesterreich seinen Bruder Ferdinand I. bestellte. Martin Kopin, der, wie wir bereits erwähnt haben, dem politischen Treiben recht nahe stand, ward dem Kanzler des Kaisers, Namens Schneidbeck, bald unbequem und da er diesen gelegentlich eines Rechtsstreites vor den Kopf stieß, so wurde er von demselben knall und fall seines Postens an der Wiener Universität enthoben. Das

schlug dem Fasse den Boden aus und, — indem es eine Bewegung beschleunigte, die, besser vorbereitet von Erfolg hätte sein können, — wirkte bestimmend auf die Geschicke Oesterreichs ein. Dr. Martin Kopin stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, die auch so schon seine Gesinnungsgenossen und Parteigänger waren und warf sich zum Bürgermeister der Stadt Wien auf. Honterus hielt sich, insoweit es ihm die Bande der Dankbarkeit, die ihn an seinen Gönner fesselten, erlaubten, von dieser Bewegung zurück, die er in seinem klaren Denken, bei seinem milden Charakter, der ihn jeden Erfolg nur mit Beharrlichkeit zu erstreben hieß, der ihm jede Schroffheit und Gewaltthat als ein Greuel, ja noch mehr, als einen unverzeihlichen Fehler erscheinen ließ, verdamnte. Als ein Mann von Verstand und Herz stand er nicht an, seinem Gönner eindringliche Vorstellungen zu machen, ihn zu warnen und ihn zum Einlenken in ruhige Bahnen zu bewegen. „Du hast Lammsblut in Deinen Adern“, erwiderte ihm der Doktor Bürgermeister, „damit kann man die Menschen nicht beherrschen um sie, wenn es sein muß, selbst wider ihren eigenen Willen von den Fesseln der Willkürherrschaft zu befreien. Recht muß Recht bleiben und jeder brave Mann, der die Kraft dazu in sich fühlt, muß sein Leben einsetzen um dem heiligen, ewigen, unabsehbaren Recht zur Herrschaft zu verhelfen. Das Recht ist starr, nie kann es sich biegen . . .“ „Aber brechen“, fiel ihm Honterus in die Rede. „Ja, brechen kann es, doch aus seinen Trümmern sprießt neues Leben hervor.“ „Doch nur“, bemerkte Honterus, „wenn es die Wahrheit zur Grundlage gehabt“, und da er sah, daß Kopins Mienen sich bei diesem Einwand verdüsterten, so setzte er rasch hinzu, „warum es aber bis zum Bruche treiben, niederreißen, bevor man des Materials zum Neubau sicher ist. Alles Werden ist stetig, nie sprunghaft! Selbst das stolzeste Standbild aus Erz, das aus einem Guß entstand, ist das Ergebnis nicht nur eines genialen Formbaues, sondern auch eines langsamen Schmelzens, eines behutsamen Füllens der Form, eines mäßigen Erkaltens der geschmolzenen Erzmasse.“ „Brechen muß, was faul ist“, fuhr Kopin zornig auf, „sonst überwuchert die Lüge, und das morsche Gebäude, da es ohnehin bald stürzen muß, hat nur zu ihrer Brutstätte gedient.“ „Ihr scheint Gewalt vor Recht gehen lassen zu wollen“, rief Honterus ungeduldig aus. „Und Du“, erwiderte Kopin gelassener, als man es in diesem Augenblicke von ihm hätte erwarten können, „kommst vor lauter Klugheit und Umsicht nicht vom Fleck. Könnte ich mich nur halbwegs auf Deine Lauheit herabstimmen, oder hätte ich noch so viel Gewalt über mich selbst, um Dir am rechten Ort und zur rechten Zeit Einfluß

auf meine Entschließungen einzuräumen, so wäre die Welt unser, sie läge bezwungen von unserm Geist, von unserm Willen gefügig zu unsern Füßen, wir aber würden sie emporreißen aus dem Schlamm der Verrohung. Wie ich aber nun einmal bin, muß es nur nach meinem Kopfe gehen, ich eile schneller, wenn auch weniger sicher, geradeaus auf's Ziel los, entweder ich bringe durch oder er zerschellt.“ Leider sollte er bald zerschellen dieser starre Kopf. — Nachdem Kopin die Gemeinen an sich gezogen und von denselben sich zum Regenten hatte erwählen lassen, ging er daran, eine neue Regierungsform nach reichsstädtischem Muster zu entwerfen und brachte mit der Menge den Beschluß zu Stande, die hohe Regierung zu verjagen und eine neue einzusetzen. Als Kaiser Karl und sein Bruder Ferdinand den 21. April 1521 zu Worms die österreichischen Länder teilten und Kaiser Karl am 7. Februar 1522 auf ganz Oesterreich und sämtliche deutsche Länder des Habsburgischen Hauses verzichtete, fielen dieselben dem Erzherzog Ferdinand allein zu. Dieser kam nun als anerkannter Herr und Gebieter den 12. Juni 1522 nach Klosterneuburg und von da, ohne Wien zu berühren, nach Neustadt. Dahin lud er die Wiener Regenten vor und eröffnete das Gericht am 8. Juli 1522. Nach mehrmaliger Anhörung der Angeklagten und genauer Aktenuntersuchung wurde das Urteil gefällt und auf dem öffentlichen Platze vor dem Thore kund gegeben. Der Sekretär Deder las daselbst den Wortlaut der Sentenz wie folgt vor: „Sintemalen die Aterregenten wider Kaiser Maximilians letztes Wort ein neues Regiment in Wien und Oesterreich aufgeworfen, den Böbel zu ihrer Unterstützung aufgeregt, ungesegliche Versammlungen ausgeschrieben, gesegliche unterdrückt, sich der landesherrlichen Güter, Regalien und Einkünfte unterwunden und nach zweimaliger Abmahnung des Kaisers, sich dieser Frevel doch nicht begeben, vielmehr Beamte und Kriegsvolk in Eid und Pflicht genommen, Münzen geschlagen, die Briefe der alten Regenten beschimpft, des Zeughauses sich bemächtigt und die den Fürsten getreuen Offiziere abgesetzt haben, sind sie einer für alle und alle für einen dem Herrn des Landes mit Leib und Gut verfallen“. Ferdinand saß nach der Urteilsverkündung noch eine gute Weile ganz still auf dem Throne, erwartend, daß die Verurteilten zu seinen Füßen um Gnade flehen würden. Allein niemand regte sich, alle waren in hartnäckiger Wut versteinert. Da erhob sich plötzlich der Erzherzog und kehrte mit seinen Räten heim in die Burg. Das Volk verlief sich und die Verschwornen steckten in ihrer Herberge die Köpfe zusammen. Johannes Honterus hatte seinen Gönner und Freund nach Neustadt begleitet und harrte nun voll banger Gefühle

in der Herberge auf seine Rückkunft. Ganz erschöpft trat endlich Kopin ein. „Verwirrt und verloren!“ sprach er zu Honterus. „Nein,“ wehrte er ihm, da er merkte, daß dieser erwidern wolle, „suche mich nicht zu trösten. Gleichmütig werfe ich das verwirkte Leben von mir. Daß es aber ein leeres gewesen, leer bei meinen Gaben, bei meinem Fleiß und lauterstem Willen, daß mein Recht nicht auf Wahrheit beruhte, das allein schmerzt mich. Du hattest Recht mein junger Freund! Hätte ich es doch früher eingesehen. Wozu man nicht berufen ist, dessen vermesse man sich nicht, und trachte nicht es zwingen zu wollen. Dir wird es nicht fehlen, geliebter Freund. Was ich als Schwäche an dir getadelt, weise Einsicht ist es und sieghafte Selbstbeziehung. Danke Gott, daß es so kommt, wie es kommen mußte, denn Du bist doch auch nur ein schwacher, sterblicher Mensch und wenn Dein Wille auch noch so stark ist, so bleibt das Fleisch doch immer schwach. Du hättest zuletzt meinem Drängen nachgegeben und wärst mir zu lieb dem Dir vorherbestimmten Wirkungsfreie ferne geblieben. Fremde hätten von Deinem Wissen, von deinen Tugenden den Gewinn, Deine Heimat aber nur die Trauer über Deinen Verlust gehabt. Leb' wohl.“ „Die Stunde des Abschiedes hat noch lange nicht geschlagen“, wehrte Honterus tiefergriffen ab. „Doch sie hat bereits geschlagen, ich habe nichts mehr zu hoffen, nur noch zu fürchten und zwar für Dich, mein armer, junger Freund!“ „Für mich? Aergeres als Dich kann mich geringen Menschen nicht treffen! „Das Leben zu lassen für nichts“, sagte Kopin düster, „ist arg genug.“ „Für nichts! Ich lasse es gern für einen Freund“, sprach Honterus mit Wärme. „Ja, das siehst Dir ganz ähnlich“, bestätigte Kopin, „stets hast Du das Wohl Deines Nächsten, nie das Deinige vor Augen. Ich hoffe aber zu Gott, daß es nicht zum Aergsten kommen wird. Mein Leben ist verwirrt, man nehme es mir, aber an das Deine rühre man nicht. Ich habe wohl gesehen, wie der Erzherzog gewartet, daß wir ihm zu Füßen fallen und unser Leben von ihm erbetteln möchten. Für mich that ich es nicht, für Dich thue ich es, habe es soeben gethan.“ „O Gott, Du hast Dich meiner Sicherheit wegen gedemüthigt!“ „Nicht dies bedauere ich, sondern nur, daß Deines Bleibens in Wien nicht mehr ist. Du wirst verbannt, vorher aber gezwungen werden, meinen Kopf fallen zu sehen, als Sühne für Deine Freundschaft zu mir.“ „Ihr redet irre, das kann nicht sein, Euer Kopf wird nicht fallen.“ „Da Du von Wien fortgehen mußt, suche in Krakau den Doktorhut zu gewinnen.“ Eben wollte Honterus seinen wallenden Gefühlen berebten Ausdruck verleihen, da traten der Marschall, der Prosoß und der Häscher-Hauptmann

ein und führten Dr. Martin Kopin in's Gefängnis, das er nur wieder verließ, um das Schaffot zu besteigen. Am 9. August wurde er enthauptet. Honterus floh entsetzt nach Krakau, doch litt es ihm nicht mehr am Studiertisch, er mußte hinaus in die Doffentlichkeit, sein Wissen be- thätigen in produktiver Arbeit, seine Trauer betäuben, für seinen Beruf in der Heimat sich praktisch vorbereiten. Die stille Ruhe des beschau- lichen Gelehrtenlebens war gestört, unwiderbringlich verloren. Er unter- richtete zu Krakau die polnische Jugend in den alten Sprachen und schrieb für dieselben eine lateinische Grammatik, die er dortselbst im Druck er- scheinen ließ. Sein Wirken erregte Aufsehen, sein Ruf drang bis in die Hofkreise. Der König Sigismund von Polen ernannte ihn zum Lehrer seiner Tochter, der Prinzessin Isabella, nachmaligen Königin von Ungarn. Durch den Erfolg, den sein Unterricht bei der Prinzessin hatte, erwarb sich Honterus die Gunst Sigismunds in so hohem Grade, daß er ihm eine milde Unterstützung gewährte, die ihn instand setzte, nach Basel zu reisen, wo er durch den Ruf der dortigen Universität und die Aussicht, dortselbst in die Geheimnisse der Buchdruckerkunst eingeweiht zu werden, sich hingezogen fühlte.

Während Honterus bemüht war durch unermüdlischen Fleiß und nie erlahmenden Eifer seine Kenntnisse zu bereichern und seinen Charakter zu stählen, spielten sich in der großen Welt Begebenheiten ab, die den Anlaß zu einer vollständigen Umwälzung nicht nur in den Staaten- gebilden Europas, sondern auch im Reiche der Geister gaben. Ein bloß um 15 Jahre jüngerer Mann als Honterus, der Augustinermönch und Wittenberger Professor Dr. Martin Luther, in seinem Gewissen empört über den schamlosen Handel den Papst Leo X. mit den Ablass- zetteln trieb, hatte gegen einen Dominikanermönch namens Johann Tetzel, der damals in ganz Deutschland herumreiste, Ablasszettel zu ver- kaufen und der bis nach Jüterbogt vier Meilen von Wittenberg gekommen war, am 31. Oktober 1517, zu welcher Zeit Honterus sich bereits in Wien befand, einen großen Bogen an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg, auf welchen er 95 Sätze geschrieben hatte, angeschlagen. Die Dominikaner ergriffen Partei für den Tetzel und erklärten diesen Angriff Luthers auf den Ablass als eine Beleidigung des Papstes und die heilige Kirche selber. Luther entwickelte seine Lehren auf einer Ver- sammlung der Augustinermönche, gab eine Erklärung und Verteidigung seiner Sätze heraus und schickte sie dem Papste mit der Bitte um eine Entscheidung. Leo befahl hierauf, Luther solle binnen 60 Tagen in Rom erscheinen, der Kurfürst Friedrich von Sachsen vermittelte aber, daß

Luther bloß nach Augsburg ging, wo er vom Kardinal Cajetan verhört wurde und da hierauf der Papst ihn für einen Ketzer erklärte, so appellierte er an eine Kirchenversammlung, natürlich erfolglos. Nun wollte ihn ein Dr. Eck seines Irrtums überführen und bot ihm eine Disputation an, die in Leipzig abgehalten wurde und deren Resultat den Dr. Eck keineswegs befriedigte, vielmehr so sehr in Harnisch brachte, daß er geradewegs nach Rom reiste und eine päpstliche Bulle erwirkte, worin Dr. Martin Luther mit dem Banne bedroht wurde. Dies trieb den Verfolgten zum Abfall. Er verbrannte öffentlich die Schriften über das päpstliche Recht und die wider ihn erlassene Bulle. Kaiser Karl V., der einen Reichstag auf das Jahr 1521 nach Worms ausgeschrieben hatte, wo er dann, wie wir oben erwähnt, mit seinem Bruder Ferdinand die österreichischen Länder teilte, schrieb an den Kurfürsten von Sachsen, er möchte doch kommen und Luther mitbringen, damit dessen Sache dorten verhandelt würde. Luther scheute sich nicht den gefährvollen Weg zu machen. Am 16. April 1521 zog er in Worms ein. Da er in den großen Saal der Versammlung eintrat, klopfte ihn Georg Frundsberg treuherzig auf die Schultern und sprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Kriegsoberst in der schwersten Schlacht nicht gethan haben. Bist du aber rechter Meinung, so wird dich Gott nicht verlassen.“ — Dieser Ausspruch des berühmten Kriegers ward, wie wir alle wissen, nicht zu schanden. Luthers neue Lehre faßte Wurzel und verbreitete sich immer weiter, selbst bis nach Ungarn und Siebenbürgen drang sie in kurzer Zeit vor. Die Geistlichen der alten Kirche daselbst, welche der Ansicht waren, daß es sich hier nicht so sehr um Glaubensmeinungen, sondern um das hierarchische System, um große Güter und Besitzungen handle, betrachteten diese Neuerung als eine gottlose, als die abscheulichste Ketzerei, die sich nur denken läßt und boten alles auf, um die Stände der Ungarn in ihr Interesse zu ziehen. Daher geschah es, daß auf einem im Jahre 1525 abgehaltenen Landtag in Großwardein der Beschluß gefaßt und das Gesetz gemacht wurde, daß nicht nur die Bücher, sondern auch die Lutheraner selbst allenthalben aufgesucht und im Betretungsfalle bei lebendigem Leibe verbrannt und aus dem ganzen Reiche vertilgt und ausgerottet werden sollen. Erinnert das nicht an die Christenverfolgung unter den römischen Wüterichen Tiberius, Caligula und Nero? Doch sollte es in Ungarn nicht so weit kommen.

## VII.

In Basel, der herrlichen Schweizerstadt am Rhein, konnte Honterus sich gar nicht auf der Universität einschreiben lassen, denn sie wurde ge-

rade bei seiner Ankunft wegen andauernden Wirren, die mit der neuen Glaubenslehre zusammenhingen, geschlossen. Trotzdem verweilte er drei Jahre von 1529 bis 1532 dorten, da er gerade in den obengenannten Wirren viel Anregung fand. Obgleich er ein frommer Katholik war, — hatte doch ob dem Wochenbette seiner Mutter der Weihessel mit dem Buchsbaumzweige darin gestanden, — so war er als Humanist, als Gelehrter der neuen Richtung, auch ein Denker und bereits so frei in seinen Gedanken, daß er es mit seiner tiefen Frömmigkeit vereinbar hielt, seinen Glauben auch wissenschaftlich zu prüfen; darin glich er allen großen Männern der Reformation. Hier in der schweizerischen Universitätsstadt, die vom Geiste des berühmten Humanisten Reuchlin erfüllt war und wo ein Erasmus von Rotterdam wirkte, der ohne selbst der Reformation anzugehören, ein eifriger Förderer der neuen Religionslehre war, bot sich unserm Johannes Honterus reichliche Gelegenheit auf dem Gebiete des Glaubens den Weizen von der Spreu zu sichten. Er ist von jeher in Glaubenssachen seinen eigenen Weg gegangen und war bald in dieser Beziehung so sehr mit sich im Klaren, daß er es sich mit den empfangenen Anregungen genügen ließ und keine Nötigung empfand weder mit Luther noch mit Melanchthon in persönlichen Verkehr zu treten. Er verehrte diese allerdings, wenn wir uns nach damaligen Kronstädter Verhältnissen ausdrücken dürfen, als Altmeister der nämlichen Kunst, der er zwar als gemeiner aber unabhängiger und gleichberechtigter Meister anzugehören sich schätzte. Viel Zeit widmete er in Basel auch der Buchdruckerkunst, die er in der Offizin des Johannes Frobenius in so weit erlernte, daß er später nicht nur die dazu nötige Presse und Buchstaben auswählen, sondern auch die Leitung und Ueberwachung einer Buchdruckerei auf sich nehmen konnte. In Basel schrieb Honterus seine Kosmographie und ließ sie daselbst drucken, auch schnitt er nach eigenen Entwürfen und Zeichnungen die dazu gehörigen Karten, und ließ sie mitdrucken. Dieses Werk nennt Pomeranus eine Schrift in der sowohl der ganze Plinius, wie auch der Aristoteles enthalten ist. Ersterer war bekanntlich ein römischer Gelehrter, der eine sogenannte Naturgeschichte, eigentlich ein Sammelwerk des sämtlichen Wissens seiner Zeit geschrieben, letzterer ein griechischer Weltweiser, dessen Logik oder Vernunftlehre auch heute noch gilt. Um das Lob, welches für Honterus in dem angeführten Ausspruch enthalten ist, vollständig würdigen zu können, müssen wir wissen, daß Aristoteles gegen 400 Schriften veröffentlicht und darin fast das ganze menschliche Wissen behandelt hat. Jedes Ding hat Ursache und Zweck, jedes ein Prinzip oder Seele. Gott ist der erste Bewegter, selbst

unbewegt, also eine reine Kraft, leidenlos, unkörperlich. Die Wesen entwickeln sich stufenförmig. Naturgemäß leben, macht glücklich. Dies sind die wichtigsten Lehrsätze des Aristoteles. — Wenn ein Mann von nicht viel über 30 Jahren, denn damals zählte Honterus noch nicht 32 Jahre, solch hohen Lobes wert befunden wird, so kann kein geringer Geist in seinem Körper wohnen, was in der Folge auch thatsächlich zu Tage trat. Der Mann hielt, was der Jüngling versprochen. Der gährende Wein klärte sich ab, kräftig aber milde, nicht herb und auch nicht brausend.

Eines Tages brachte ihn der Zufall mit dem berühmten Maler Hans Holbein zusammen. Dieser war ein Baseler Kind und mit Honterus in gleichem Alter, lebte aber am Hofe Heinrichs VIII., Königs von England und war auf Besuch zu seiner Familie gekommen, die er in Basel gelassen hatte. In der Buchdruckerei des Johannes Frobenius wurde zu eben dieser Zeit Erasmus' von Rotterdam Schrift „Lob der Narrheit“ frisch aufgelegt. Eines der Holzschnitte, die Holbein zur Illustration des Werkes angefertigt hatte, war verdorben und der Meister kam auf Ersuchen Erasmus' um den Stock zu reparieren. Honterus war ebenfalls in der Buchdruckerei anwesend und wurde dem berühmten Holbein als derjenige vorgestellt, der den Holzschnitt hätte richten müssen, wenn nicht ein glücklicher Zufall den Meister selbst nach Hause geführt hätte. „Versteht Ihr Euch auch auf derlei Sachen?“ frug der Maler unseren Honterus, ohne sich irgendwie zu bemühen, den Zweifel, den er darüber in seinem Innern nährte, zu verheimlichen. „Ihr seid, wie ich höre, ein Grübler oder Gelehrter, wenn Euch das Wort besser behagt, ein Mann, der Gedanken nachjagt und keineswegs ein Künstler, kein Mann der schöpferischen Gestaltung!“ „Da habt ihr Recht,“ erwiderte Honterus gemessen; „ich bin ebenso wenig ein Schöpfer als irgend ein anderes von Gottes Geschöpfen, was mir aber erreichbar dünkt, dem trete ich nah.“ „Nur fragt es sich mit welchem Erfolge?“ warf Holbein ziemlich geringschätzig ein. „Wollt Ihr einen Spaß anhören, so lernt Ihr meine Kunst näher kennen,“ setzte er dann freundlicher hinzu. „Laßt ihn nur los, oder sehe ich Euch etwa aus, wie einer der keinen Scherz versteht?“ „Also,“ hub Holbein an, ohne auf die Bemerkung Honterus' weiter einzugehen, „als ich auf meiner ersten Reise nach England bis Straßburg kam, ging ich, da es mir an Geld fehlte, zu dem ersten Maler der Stadt und bat um Arbeit, ohne aber meinen Namen zu sagen. Der Maler verlangte eine Probe meiner Geschicklichkeit und da malte ich, während jener ausgegangen war, auf die Stirne eines halb-vollendeten Kopfes eine Fliege, worauf ich davonging. Als der Maler

nach Hause kam, wollte er die Fliege wegzagen, fand aber zu seinem Erstaunen, daß sie gemalt war. Sogleich schickte er in der ganzen Stadt umher, um mich zu holen, aber ich war bereits abgereist." Dann erzählte Holbein von dem englischen Lord, der mit Gewalt bei ihm hatte eindringen wollen, während er ein Gemälde für den König malte, das vor seiner Vollendung kein Unberufener sehen durfte, und wie er ihn die Stiege hinabgeworfen, der König aber auf die Klage des Mißhandelten, diesem geantwortet habe: „ich kann aus sieben Bauern, sieben Lords machen, aber aus sieben Lords nicht einen Holbein." Nachdem der selbstbewußte Malermeister diesen Trumpf ausgespielt hatte, ließ er Honterus, seiner Meinung nach, ganz verblüfft stehen und machte sich an die Wiederherstellung des verdorbenen Holzschnittes, die ihm auch bald gelang. Hierauf entfernte er sich mit einem herablassenden Gruß an Honterus. Dieser ließ sich aber sofort vom Drucker, der ihm gewogen war, den Holzschnitt geben und machte sich mit seinem Stichel, den er im Holzschnitt meisterlich zu handhaben verstand, an dem von Holbein reparierten Stücke ziemlich lange zu schaffen. Dann übergab er ihn dem Drucker, damit er ihn abdrucke, was dieser mit einem verständnisvollen Lächeln that. Er legte hierauf das Blatt mit dem Bilde bei Seite um es am nächsten Morgen dem Meister Holbein zu zeigen. Als dieser es sah, rief er ärgerlich aus: „Da habt Ihr auch eine häßliche Kreuzspinne mit auf das Bild gequetscht, macht einen frischen Druck." Schmunzelnd kam der Drucker diesem Befehle nach und gab bald darauf einen frischen Abzug des Bildes in Honterus Hand, der neben ihm stand, damit er ihn dem Meister bringe. Kaum sah dieser den frischen Abdruck, als er noch immer unwillig ausrief: „Die Spinne ist Euer Werk, Magister Honterus! Erasmus wird Euch kaum Dank wissen, daß Ihr mein Bild verpfuschet." Doch jetzt legte ihm der Drucker ein frisches Bild vor. Es war ein Abdruck des Holzschnittes, ein makellofes Exemplar, so wie es der von Holbein selbst geschnittene Stock nicht besser hätte liefern können. „Ihr seid ein geschickter Nachahmer," brummte Holbein. „Dieses Lob," erwiderte Honterus, „wenn es ein Lob ist, habe ich mit meiner Arbeit nicht angestrebt. Ich wollte Euch nur überführen, daß geistige Arbeit oder Grübeln, wie Ihr sagt, der Geschicklichkeit der Hände und der Tüchtigkeit der Augen keinen Abbruch thut." „Während Ihr aber mir diese Ueberzeugung beibrachtet," erwiderte Holbein noch immer unwirsch, „habt Ihr der Achtung, die ich Eurem Geiste zollte, Abbruch gethan. Ein tiefer Denker, für den ihr nun einmal geltet, dürfte nicht die Idee eines anderen benützen: Eure Spinne ist doch nichts anderes

als eine Nachahmung meiner Straßburger Fliege.“ „Nein,“ entgegnete Honterus, „sondern Eure Fliege hat mir den Wettkampf in Erinnerung gebracht, den die beiden atheniensischen Maler Zeuxis und Parrhasius vor mehr als achtzehnhundert Jahren angestellt haben. Ihr wißt doch, Zeuxis malte Weintrauben so natürlich, daß die Vögel herzuflogen, um daran zu naschen. Als Parrhasius sein Stück brachte, war es mit einer dünnen Leinwand überhängt. „Nun so nimm den Vorhang weg!“ sprach Zeuxis; aber Parrhasius lachte, denn der Vorhang war selber das Gemälde. Zeuxis hatte bloß Vögel, Parrhasius aber einen Künstler getäuscht.“ „Und,“ fügte Honterus hinzu, „die Geschichte mit den sieben Lords des Königs von England, die Euch so sehr ehrt, ist auch nicht einzig, ist nicht neu. Meister Albrecht Dürer, der zwar um 27 Jahre älter ist als wir, aber auch heute noch lebt, kann sich einer ganz ähnlichen, wenn nicht noch größeren Auszeichnung rühmen. Eines Tages wollte er in Gegenwart des kunstliebenden Kaisers Maximilian, auf einer Leiter stehend, einen Riß entwerfen. Die Leiter schwankte und der Kaiser gab einem Ritter aus seinem Gefolge den Befehl, dieselbe zu halten. Als der Ritter nun zögerte, dem Befehl zu gehorchen, warf ihm der Kaiser einen verächtlichen Blick zu und hielt die Leiter selbst, indem er sagte: Du Narr, weißt du nicht, daß die Würde der Kunst höher steht, als alle elenden und zufälligen Vorzüge, so die Geburt verleihet! Leicht ist es mir aus hundert niedrig geborenen Bauern Ritter zu machen, aber nimmer kann es mir gelingen aus hundert Rittern einen Künstler wie Albrecht Dürer einer ist zu machen.“ Nun endlich fühlte sich Holbein bezwungen, aber er trug es Honterus nicht nach, sondern reichte ihm offen die Hand und sprach: „ich weiß nicht, was ich mehr an Euch bewundern soll, die Tiefe Eures Wissens, Eure Geschicklichkeit in der Kunst oder Eure bezwingende Gewandtheit im Sprechen. Mit der Gewalt Eurer Rede, könntet Ihr Berge versetzen.“ „Das thut der Glaube allein,“ erwiderte Honterus ernst, indem er die dargereichte Rechte Holbeins warm drückte.

Nun drängte es Honterus nach der lieben, fernen Heimat, wo ihm inzwischen der Vater verstorben war, die Mutter aber ihn mit umso größerer Sehnsucht erwartete; auch seine Mitbürger, die von seinem stets steigenden Ruhme fast täglich erfuhren, wollten ihn gern bald wieder in ihrer Mitte haben. Um das Fest Petri und Pauli 1533 befand er sich auf der Heimreise, die langsam von statten ging, da er sich an vielen Orten aufhielt, wohl auch Abstecher machte um alte Universitätskollegen aufzusuchen, auf schriftlichem Wege angeknüpfte Freundschaften durch persönlichen Besuch zu beleben. Als er in Großwardein anlangte erinnerte

er sich wehmütig an manches, was er in der Fremde erlebt. Das Abenteuer in der Eschara erstand lebhaft in seiner Erinnerung, auch seines ersten Gönners, des unglücklichen Dr. Kopin mußte er mit bitterem Gefühle gedenken. Doch bald schüttelte er die müßige Trauer von sich, und gab sich den Pflichten, die das Leben tausendfach an ihn stellte mit Eifer hin. Honterus war kein müßiger Träumer, wenn auch gerne in sich gefehrt, dennoch ein Mann der That und ein Mensch, der das Leben nahm, wie es sich ihm gab, mit seinen Höhen und Tiefen und mit seinen großen und kleinlichen Sorgen. Sein Weg hatte ihn über Kaschau geführt, wo er alte Bekannte aufgesucht, darunter den Notarius Andreas Melzer, an welchen er eine Nachricht von sich zu senden sich verpflichtet erachtete. Dieser Brief hat sich erhalten und wir freuen uns den Inhalt desselben unsern Lesern wörtlich mitteilen zu können. „Der Friede Gottes sei mit dir“, schreibt Honterus, „am Feste des heiligen Jassel (27. Juni) bin ich glücklich in Großwardein angekommen. Der Weg hat mich über Szikso, nordöstlich von Mistkolz, geführt und war ruhig und sicher; bloß fünf Zollhäuser hab ich an ihm angetroffen. Aus Kronstadt fanden wir niemanden auf dem Jahrmärkte in Großwardein vor und darum mußte ich mir einen Fuhrmann von Klausenburg dinge, welcher am nächsten Tage, Petri und Pauli, abfahren will, und ich hoffe, daß ich durch die Gnade Gottes an das Ziel meiner Wünsche gelangen werde. Zwei Begleiter hatte ich von Kaschau herwärts, von denen der Eine bis in die Mitte Siebenbürgens mein Reisegefährte sein wird. Frau Katharina hat mich den ganzen Weg über, von Kaschau bis hieher, mit vieler Freundlichkeit behandelt. Für Fahrt und andere Auslagen habe ich derselben einen Goldgulden gezahlt, ob sie gleich mehr verlangte. Sage ihr in meinem Namen nochmals Dank und richte eine Empfehlung von mir aus. Die Großwardeiner fürchten die Ankunft der Türken, die schon in Szegedin sein sollen. Emerich Czibak, der Bischof, läßt täglich ein um das andere Mal verkünden, daß alle, welche Waffen tragen könnten, zu welcher Stunde nun immer die Notwendigkeit es fordern würde, in den Waffen bereit stehen sollen, widrigenfalls er schwere Strafen verhängen werde. Dieses bitte ich dich, den übrigen Freunden mitzutheilen, weil mir die Zeit kaum gestatten wird, wenn auch nur wenigen wenigens zu schreiben. Wenn mir Gott von diesen lästigen Drangsalen Rast und Ruhe geschenkt haben wird, werde ich meiner Pflicht eingedenk sein. Briefe von dir werden mich stets erfreuen. Herrn Andreas Friederikus, den Rektor mögest du von mir vielfach grüßen und möge es dir wohlhergehen.“

Bis Honterus sein Vaterland wieder sah, war hier jener schwere Schlag gefallen, der die Geschichte desselben auf Jahrhunderte hinaus in neue, bittere Lebensbahnen drängte. Auf dem Schlachtfelde von Mohatsch und an der Selbstsucht der Parteiungen, die diesem vorangingen, wie an dem Verrat der Mächtigen, der diesem folgte, war das alte Königreich Ungarn zu Grunde gegangen, Siebenbürgen selbst lange ein Schauplatz von Krieg und Brand geworden. Am Tag Philippi und Jakobi, 29. April 1492 hatte die Stadt urkundlich und feierlich ihre Beistimmung zum Preßburger Frieden und jenen Beschluß des Ofner Reichstages ausgesprochen, den für den Fall des Ausgangs des königlichen Mannesstammes Maximilian von Oesterreich oder seinem Nachfolger die Krone von Ungarn zusicherte. Nun war der Tag da, das Manneswort einzulösen. Sie thaten es, wie es ihre Pflicht und ihre Ehre erforderte. Als Ferdinands von Oesterreich Geheimschreiber, Georg Reichstorfer, mit seines Herrn Botschaft im Sommer 1527 nach Kronstadt kam, erklärte sich Stadt und Land, die ersten in der sächsischen Nation, für ihn, während sie in Hermannstadt noch Bedenken trugen. Dafür hielt dieses allerdings sechs Jahre länger als Kronstadt in schwerstem Verderben, die Fahne seiner königlichen Herren hoch. Damals, in jenen ernstern Verhandlungen, die über die Auerkennung desselben zwischen den beiden Bruderstädten gepflogen wurden, schrieb Hermannstadt an Kronstadt das schöne Wort, „wie bei allem Gegensatz der Ansichten Eintracht geschaffen werden müsse, die doch unter uns nie sterben darf.“ Zunächst aber galt es die Treue gegen König und Krone mit Blut zu besiegeln. Die drei folgenden Jahre sind auch in Kronstadt voll von Rüstung, Kriegsbereitschaft und Wechsel des Schlachtenglücks. Seine Bombarden halfen mit die Mauern von Fogarasz erschüttern, als im Frühjahr 1528 Nikolaus Tömöri dort des Prätendenten Zapolya Banner aufpflanzte, bis das Schloß sich ergab. Als 1529 der Moldauer in's Land brach, kauften Stefan Mailath in Fogarasz und die Szekler von Kronstadt ihr Pulver zum Krieg. Auch seine Schlachthausen — der Hauptmann Sigmund Gemmarius führte sie — fochten am unglücklichen 22. Juni bei Marienburg, wo die für Ferdinand kämpfenden Sachsen und Adeligen durch den Verrat der Szekler eine so schwere Niederlage erlitten; alle seine Bombarden fielen in die Hand des Feindes, ihr Büchsenmeister Bartholomäus blieb auf dem Schlachtfeld. Um so rastloser bereiteten sie in der Stadt alles zur weiteren Verteidigung. Wo es not that wurden die Mauern verstärkt und erhöht, neue Donnerbüchsen gegossen und gekauft, Kugeln geschafft und Pfeile gesiedert, die Bastei und der

Turm von St. Martin mit Waffen und Proviant gegen eine Verrennung in stand gesetzt und zu kräftigerer Abwehr auf einer höheren Spitze des Bergzuges ein Pfahlwerk mit zwei Geschützen errichtet. Der Dominikanerprior Doktor Dominikus, ein Nachfolger des inzwischen verstorbenen Sebastianus, hatte den Plan gemacht; in den drei ersten Oktoberwochen wurde das rasch begonnene Bollwerk fertig, um ebenso schnell die Hoffnungen, die man darauf gesetzt, zu täuschen, denn dem Woiwoden der Moldau, der beim Gespreng lagerte, gelang es Freitag nach Simon und Judä Feuer in das Werk zu werfen. Die drinnen konnten den zerstörenden Flammen nicht wehren und mußten sich ergeben; die Bombarden mit allem was noch dort war, gingen verloren. Nur das schwere Lösegeld von 4000 Gulden befreite die Gefangenen und zugleich die Stadt vom Feinde. Als auch im folgenden Jahr 1530, die Wirren kein Ende nahmen und unablässig neue Gefahr aus der Moldau und dem Szeklerlande drohte, fing in Kronstadt der Friedensgedanke an, mächtig zu werden. Schon im Februar gingen Boten zwischen jenem und der Stadt hin und her. Es vermehrte das Gefühl der Sicherheit nicht, als man im Juli dem Land Botschaft senden mußte, daß Bathori Schäßburg belagere und ein walachischer Haufe, wie wohl vergeblich, die Lörzburg neun Tage lang heranste. Am 1. August gingen Sigmund Gemmarius und Jakob Hirscher über Hermannstadt nach Meschen in das Lager der Johannisten mit dem Antrag Frieden zu machen, neuerdings zog am 8. September gewiß zu demselben Zweck mit Auftrag von Magistrat und Hundertmannschaft Franz Mihalso an Stefan Bathori. Da brach Mehemetbeg und Wlad der Woiwode der Wallachei mit türkischen und wallachischen Heerhaufen durch den Zeidner Wald herein, am 14. September trug ein Eilbote die Schreckenskunde nach Hermannstadt, der Feind werde in wenigen Tagen über sie kommen. Voll hanger Sorge schrieben die Hermannstädter am 15. September nach Kronstadt: Möge Ew. Weisheit doch daran gedenken, daß sie die ersten gewesen, die auf diesen Weg (für Ferdinand) vorausgezogen, damit nicht der Abfall denselben zuerst zur Last geschrieben werde. Es war umsonst; der Feind lag um Wolfendorf und dem Gespreng, die Stadt in der auch die Pest wütete, glaubte nicht länger widerstehen zu können; auf dem Landgut Christian Hirschers, dann vor den Thoren der Stadt traten Richter und Magistrat viermal mit den Bojaren zusammen und schlossen Frieden. Im Auftrag Mehemetbegs und Wlads, „daß wir uns dem König Johann (Zapolya) anschließen“ kam der Logofet und empfing die Schlüssel der Thore, Mehemetbeg und der Woiwode erhielten schwere silberne Kannen,

dann zog das Heer weiter, schon am 18. September lag es vor Fogarasch. Nun kam noch die schwere Folge. Kronstadt mußte helfen, den König, dem es Treue geschworen und die Bruderstadt, mit der es bis dahin in einer Reihe gestanden, zu bekämpfen. Am Sonntag Palmarum 1531 rief Johann Zápolya die Sachsen, die zu ihm übergegangen, zu einer Tagfahrt nach Mediasch zusammen und legte ihnen die große Steuer von 10.000 Gulden auf, wovon auf die Stadt allein 2448 fielen; der Martinszins von 750 Gulden mußte außerdem entrichtet werden. In den folgenden Jahren wiederholte derselbe Zápolya dieselben Forderungen an die Untermworfenen; mit dem Aufgebot solcher Mittel hätten sie sich noch lange verteidigen können; so wurde mit ihrem Gelde und ihren Söldnern der Krieg gegen Hermannstadt geführt, bis auch dieses endlich im Jahre 1536 König Johann anerkennen mußte.

Als dieses geschah war Honterus bereits im dritten Jahre wieder in Kronstadt, wo ihn seine Mutter mit Freudenthränen, seine Mitbürger mit hellem Jubel empfangen hatten. Der alten Frau hatte er aus der Fremde ein Erinnerungszeichen mitgebracht: Ihr und des verstorbenen Vaters Doppelbildnis, von ihm selbst aus dem Gedächtnis gemalt, denn das konnte er meisterlich, und die Bilder wiesen die Züge seiner Eltern, wie sie vor 17 Jahren gewesen, mit solch einer Treue und Lebenswahrheit auf, daß die wehmütige Ergriffenheit der Mutter bei ihrem Anblick und ihr Stolz einen solchen Künstler zum Sohn zu haben und ehemals selbst so „bildschön“ gewesen zu sein, endlich ihre Dankbarkeit für ein so wertvolles Andenken sehr natürlich waren. Nicht nur sein Vater, sondern auch Merenberg und Habbes, die beiden Kaufleute mit denen er nach Wien ausgezogen war, hatten bereits jene letzte Reise, von welcher keine Wiederkehr mehr ist, angetreten, aber so lange die beiden gelebt, hatten sie nie aufgehört Honterus zu loben und seine Verdienste, die er sich durch ihre Errettung aus Räuberhänden erworben, ins hellste Licht zu setzen. Solche Sachen bringen, besonders in Zeiten, wo der persönliche Mut fast alles gilt, mehr Eindruck hervor, als der glänzendste Ruf eines Gelehrten. Doch während ihm jene mutige That die Herzen aller zuwandte, sicherte ihm seine Gelehrsamkeit die Achtung und Wertschätzung der auserlesensten Geister seiner Heimat. Als man ihn bei seinem Einzug in die Vaterstadt von Angesicht zu Angesicht sah, einen Mann in der Blüte seiner Jahre, von edler Gestalt, mit den tief und sinnig blickenden Augen, den milde lächelnden Lippen, den durchgeisterten Zügen, da flogen ihm erst recht alle Herzen von Hoch und Gerings zu, und jeder war stolz auf ihn, wie die Eltern auf ihren wohl-

geratenen Sohn, die Jünglinge und Jungfrauen auf einen angesehenen und geliebten Bruder nicht stolzer sein können.

Welchen Eindruck wohl auf den heimkehrenden Mann nach so langer Abwesenheit die Vaterstadt machte! Was für Stürme immerhin über ihr getobt hatten, wie ernst auch hier die höheren Mauern, dort die neuen Basteien, oder die tiefen Gräben und endlich die vielen Trauergewänder und düstern Mienen der Einwohner von der Not der jüngst vergangenen Tage erzählten, wie besorgt man selbst im jungen Frieden die Gedanken immer wieder auf den drohenden Krieg und die Mittel der Verteidigung richtete: Die jüngste Vergangenheit hatte doch auch Werke des Friedens reifen lassen. Schon 1525 begann ein Umbau des Rathhausturmes, in diesem Jahre allein kostete die Arbeit 440 Gulden 18 Aspern, ein Zimmermann von Hermannstadt, Antonius, machte das Dach. Der Stadt Schaffner Johannes Kynnygsschmidt vergoldete die fünf Turmknöpfe; in den fertigen Bau setzte 1528 Meister Georg von Schäßburg das von ihm gemachte Uhrwerk, um dessentwillen er in jenen Jahren wiederholt von der Kofel nach Kronstadt kam; am Tag Laurenti gab ihm der Rat in der Herberge seines Wirtes, des Schlossers Erasmus, das Abschiedsmaal zum ehrenvollen „Ausgruß“. Ein griechischer Maler Dominikus schmückte mit seiner Kunst Zeiger und Zifferblatt, von dem die vier Hände jener und acht Sterne gülden hinunterleuchten. Zwei Jahre später, am ersten Adventsonntag 1530 hatte der Rat Hieronymus Ostermaier von Großscheuern, den, wie der Ratschreiber aufgezeichnet hat, „in der Tonkunst überaus gebildeten und in musikalischen Weisen hocherfahrenen Meister“ zum Organisten aufgenommen und ihm ein Jahresgehalt von 40 Gulden ausgesetzt. Daß er nicht nur Verständnis für die Welt der Töne hatte, hat der wackere Mann durch seine Chronik bewiesen und darin namentlich durch jene treffliche Charakteristik, in der er bei der Mitteilung von Honterus Tod diesem ein so edles Denkmal gesetzt hat. — Bis zur Rückkehr Honterus in seine Vaterstadt sind von einer protestantischen Bewegung in derselben fast gar keine Anzeichen zu finden. Nur aus einem Mahnschreiben des erzbischöflichen Stuhles in Gran vom 15. August 1524, in dem das Kaufen, Verkaufen und Lesen lutherischer Schriften verboten, die Beachtung der Festtage, der Beichte, der geistlichen Gerichtsbarkeit eingeschärft und auf einen Befehl des Königs zur Auffuchung, Zerreißung und Verbrennung der ketzerischen Bücher hingewiesen wird, können wir auf den Beginn einer reformatorischen Strömung und zwar „unter Geistlichen und Weltlichen“ schließen. Aber die erzbischöfliche Warnung gilt dem Hermannstädter und Kron-

städter Dechant zugleich und es läßt sich nicht angeben, wie verbreitet die „gotteslästerlichen Irrtümer“ gerade in Kronstadt gewesen. Gewiß ist vielmehr, daß in den so überaus wertvollen, das Leben der Stadt wie in tausend Lichtbildern wiederpiegelnden Rechnungen jener Jahre eine Andeutung reformatorischer Bewegung nicht vorkommt. In den Kriegsläufsten nach 1526 hilft, wie wir oben schon sahen der Dominikanerprior die Stadt verteidigen, das Cisterzienserkloster zu St. Katharina leiht der bedrängten Stadt aus seiner Armut Geld, das ihm erst 1532 zurückgezahlt wird. Zu den vielen städtischen Schutz- und Trugbauten desselben Jahres liefern die Ziegelscheunen der Dominikaner mit das Material: noch 1538 und 1539 wird dem Prior derselben die alte königliche Stiftung von jährlich 50 fl. aus dem Martinszins des Burzenlandes vom Kronstädter Stadthannen ausgezahlt; ja sie haben sie noch 1542 bezogen, doch wahrscheinlich für ein früheres Jahr, da sie ihnen nicht am Jahres-schluß, wie ehemals gewöhnlich, und in drei Fristen gegeben wird. Im Jahre 1531 wird noch der Rektor der Schule, Christophorus, in Weissenburg zum Priester geweiht; in der schweren Pest des vorigen Jahres, wo viele flohen, auch denen es geziemt hätte, „bei ihrer Heerde auszu-harren“, war er seiner Kirche und Schule treu geblieben, weshalb ihm der Rat im Herbst zu seinem Gehalt die „zwar sehr geringe, aber aus froher Hand und gutem Willen fließende Ehrengabe“ von zehn Gulden darbrachte. Auch jetzt gaben sie ihm, da er sich zur Reise nach Weissenburg schickte, „für seinen Fleiß“ ein Trinkgeld von zwei Gulden, eben-  
 soviel als er seine erste Messe las und außerdem eine Bettdecke für drei Gulden 25 Aspern. Ja noch im vierten Jahr nach Honterus Rückkunft — 1537 — gibt der Stadthann „für die Messe des Herrn“, die sie am Stefanstag sangen, den Organisten und den Schülern, dann für Wachskerzen, die dabei brannten, 1 Gulden aus dem gemeinschaftlichen Säckel von „Stadt und Land“. Gegen das Kapitel selbst, den natür-  
 lichen Verteidiger des alten Kirchentums, bestand 1539 so wenig Ab-  
 neigung, daß sie dasselbe zu seiner Sitzung am Achermittwoch jenes Jahres mit einem Viertelzentner Haufen und einem Eimer alten Weins begrüßten. So lange und äußerlich ungestört floß das kirchliche Leben noch im alten Bette! Der aber bald darauf diesem neue Wege weisen sollte, Honterus, trat sofort bei seiner Ankunft in die volle Teilnahme und Achtung der Stadt. Das Burzenviertel wählte ihn in die Hundertmannschaft, welche mit dem gewöhnlichen aus 12 Mitgliedern bestehenden Magistrate, dem Stadtrichter an der Spitze, die Angelegenheiten der Stadt verwaltete. Ihm, Honterus, allein „in Stadt und Land“ brachten sie

1534 eine Neujahrsgabe dar mitten unter den schweren Sorgen, die der neue Herr und der fortbauende Krieg ihnen auferlegte, „einen schönen Teppich auf den Tisch“ und „eine gesteppte Bettdecke“ beides im Wert von 10 Gulden. Obgleich er also seines Einflusses und Ansehens sich bereits bewußt sein mußte, zögerte er noch immer mit seinen Reformschlägen auf kirchlichem Gebiet öffentlich hervorzutreten. Honterus, ein Mann, der den Mut der That hatte, wie er es schon als siebenzehnjähriger Jüngling in der Tscharda bewiesen und dann später in Wien, mußte wohl auch den Mut seiner Ueberzeugung haben. Und den hatte er auch in vollstem Maße. Nicht feige Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit war es, die ihm, als er nach Hause kam, stilles Walten auferlegte, sondern politische Klugheit. Diese schrieb ihm vor, erst die Gemüther zu prüfen, ob sie für die Reformation empfänglich, ob die neue Lehre im Stande sein werde, seine Mitbürger hinzureißen auf jene Höhe der begeisterten Ueberzeugung, die allein im Stande ist zum Siege über alle Widerwärtigkeiten zu führen. Vorsichtig prüfte er, in wie weit die Kronstädter seinen aufklärenden Worten ein williges Ohr leihen würden und erst mit nach und nach, nachdem er hie und da angeklopft, fing er an, vorerst in Freundes- und Bekannenzirkeln, dann in immer weiteren Kreisen über den evangelischen Glauben und das Heil, das demselben innewohne, zu sprechen. Bald sammelten sich immer mehr und mehr Gläubige um ihn. In Kurzem ward ihm der geschlossene Raum zu eng, sie zu belehren. Eines Tages mußte er auf die Gasse hinaustreten, denn kein Saal war groß genug die Menge derer zu fassen, die gekommen waren, seinen Offenbarungen zu horchen. Vor dem Hause seiner Mutter in der Schwarzgasse ließ er eine leere Gerberkufe mit dem Boden nach oben aufstellen. Er selbst rückte sie sich dann dicht vor das Hausthor, schwang sich darauf und verkündigte so von der Höhe dieser improvisierten Kanzel zum ersten Male urbi et orbi — der Stadt und der Welt — die neue Lehre.

### VIII.

Es sei uns gestattet den Flug unserer Darstellung für einen Augenblick hier zu hemmen und bei einem Ereignisse zu verweilen, das für die Nachwelt von verschwindender Bedeutung, für Honterus selbst aber von tiefgehendem Interesse war und seine Mitbürger einige Tage in Atem erhielt. Er trat im Jahre 1535 am Sonntag nach Johanni den 27. Juni zum zweiten Male in den heiligen Stand der Ehe. Seine erste Frau Anna, Tochter des Johann Neuzer in Flandern, war ihm

schon früher gestorben und hatte ihn mit einem der Pflege noch sehr bedürftigen Söhnlein, das sie ihm gleich nach seiner Ankunft in der Heimat im Jahre 1533 geboren, und das den Namen Kalixtus trug, zurückgelassen. Da Honterus als Witwer heiratete, so wollte er in seiner Bescheidenheit nichts von einer großen Hochzeit wissen, aber die Sippe seiner Braut setzte sie doch durch. Hochzeiten waren damals nicht, wie jetzt, laufende Geschäfte von zwei Stunden Aufenthalt. Die alten Sachsen liebten es, solch wichtige Geschäfte mit gehöriger Vorbereitung zu beginnen und nach Abwicklung derselben als Gegengewicht einen passenden Schluß anzuhängen. Nun wollten die Anverwandten der Braut von den acht Tagen, die eine richtige Hochzeit beanspruchte, auch nicht eine Stunde nachlassen, denn, meinten sie, sonst wäre es eine Schande, eine Halbtagehochzeit, nicht vom gehörigen Segen begleitet, und würde das Brautpaar gar nicht wissen, daß es einen wichtigen, für das ganze Leben bedeutungsvollen Schritt gethan habe. Mußte sich Honterus diesen schlagenden Beweisgründen nicht fügen? Er that es, obzwar er bereits den Anfang zu einer neuen Zeit heraufbeschworen hatte, die auch in diesen Dingen eine Wandlung bringen sollte; aber so fest er in großen Dingen seine Ueberzeugung durchzubringen wußte, so nachgiebig war Honterus bei kleinen Fragen, wozu oft nicht weniger Seelenkraft gehört, wie zu dem andern. Also kam am ersten Tag die Freundschaft — Sippe — im Hause der Brauteltern zusammen, um die Gäste zu besprechen, die zur ganzen Hochzeit oder nur zum Ehrentage geladen werden sollten; da dieses Geschäft lange währte, so wurde dabei zu Mittag und Abend gespeist. Ueber die wichtige Frage der Bittknechte kam man leicht hinüber, schwerer über den großen Einladungszettel, der manche Hin- und Widerrede veranlaßte, aber schließlich doch festgesetzt wurde, ohne daß darüber mehr als eine einzige alte „Frau Ruhme“ giftig geworden wäre und die ganze „hoffärtige“ Freundschaft dort gelassen hätte. Doch gelang es nachher dem Bräutigam, sie wieder zu besänftigen, so daß sie an der Hochzeit dennoch teilnahm. Dieser unscheinbare Sieg Honterus' über die Giftwettel war in Wirklichkeit ein Wunder von Sanftmut, Geduld und Ueberredungskunst, das ihm bei der alten „Frau Ruhme“ mehr Ehre und Bewunderung einbrachte, als alle seine bisherigen Erfolge im öffentlichen Leben samt und sonders. — Das Geschäft des zweiten Tages bestand in der Bestimmung des Bedarfes an Naturalien und der Aufteilung der einzelnen Einkäufe und Küchengeschäfte. Der dritte Tag war der des Einkaufes und der sonstigen Beschaffung von Mehl zum weißen Brod, Karpfen, Hausen und Hechten, Geflügel, Butter, Honig — selbst Zucker durfte

nicht fehlen, obgleich er fürchtbar teuer war; woran sollte man aber sonst erkennen, daß der Bräutigam weit gereist war und das Beste und Neueste nicht nur in Keller sondern auch in Küche kannte, — darum konnte man sich auch nicht mit den gewöhnlichen Weinen von Kronstadt, dem „alten“ und dem „bleschen“ Roten begnügen, sondern mußte auch vom teuern Malvasier angeschafft werden, dem Likörwein, der aus Sardinien kam und 10 Aspern das Maß kostete, während von dem anderen der teuerste bloß 1 Asper galt. — Der vierte Tag war der Jubeltag für die Jugend, der Tag zum „Gepäschlebangden“ Buschenbinden. Jünglinge und Jungfrauen, Freundinnen der Braut und ihre Liebsten, auch einige von den jüngeren noch nicht verheirateten Freunden, eigentlich Anhängern des Bräutigams, kamen in der großen Stube zusammen, Körbe voll Blumen wurden hereingeschleppt, zwei Kamptische waren in die Mitte des Zimmers gerückt, in großen Knäulen lag auf denselben der Bindfaden und hei! wie lustig wurde das lieblich duftende Tagesgeschäft vollführt. Der Bräutigam trotz seiner Gelehrsamkeit und Wissenschaft that herzlich mit, nicht zu lustig und auch nicht zu gesetzt und wußte sich die ungeteilte Zuneigung auch dieser übermütigen Jugend zu erobern. Der Braut wurde zu dem „innigen“ Bräutigam von der Jugend aufrichtig Glück gewünscht. — Der fünfte Tag war der Vortag der Hochzeit, da wurde das „Gebräte“ vorbereitet und „die weiche Nahrung“ zubereitet. Der sechste Tag war der Ehren- der Hochzeitstag mit Trauung in der Stadtpfarrkirche, großem Zubrang, Kopf an Kopf, dann Rückkehr in das Hochzeitshaus wo getafelt wurde mit Würde, mit Bedacht, ohne Hast, aber mit tüchtiger Eglust und kräftigem Gebiß den ganzen übrigen Rest des Tages. Natürlich wurde auch damals schon „gegabt“, dem Brautpaar von den Hochzeitsgästen Geschenke dargebracht. Die Stadt ehrte es mit einer vergoldeten, fast zwei Mark schweren Silberkanne, die sie, wie es in den Rechnungen aufgezeichnet erscheint, von Herrn Thomas Klausenburger für 23 Gulden 44 Asper gekauft hatte. Ein groß Stück Geld! Dem Hochzeitstage folgten noch zwei Jungferntage und damit war die achttägige Frist hochzeitlicher Feste erfüllt und die Hochzeit beendet. —

## IX.

Das ganze erste Jahrzehnt nach Honterus' Rückkehr in seine Heimat bringt dieser die volle Frucht eines arbeitsreichen, wissenschaftlichen Stilllebens. Mit den Werkzeugen der Presse und Gehülfen derselben hatte er neben dem Schatz der eigenen Bildung auch einen wertvollen Bücher-

schatz aus Deutschland mitgebracht. Ohne öffentliche Stellung, außer jener eines Hundertmanns, die recht eigentlich gar keine Stellung war, wurde er mit seinen Mitteln bald Schöpfer eines neuen Lebens. Im Haus der verwitweten Mutter in der Schwarzgasse gab er sich nicht nur der Pflege der neuen Lehre hin, sondern ließ da auch in der neuen Werkstätte der Kultur arbeiten, deren fröhliches Licht bald in alle Gaue der Sachsen dringen sollte. Für das Verständnis der alten Weltweisen und Dichter die kaum seit einem Jahrhundert dem Staub der Klöster entstiegen, den sächsischen Jüngling bisher an den Hochschulen begeistert, schuf er nun hier eine bleibende Heimat und zu den neuerstandenen Schätzen der Schönheit und Weisheit des Altertums gesellte er den Geist des durch Wittenberg befreiten Evangeliums. Diese beiden Richtungen des modernen Geistes, welche die heutige Zivilisation geschaffen haben, die Wiedergeburt der klassischen Litteratur und des evangelischen Christentums sind dem sächsischen Volke in Siebenbürgen in diesem einen Manne vereinigt und verkörpert; besäßen wir ein Bild, das die sächsische Kulturentwicklung jener Zeit mit solcher Meisterhand zusammenfassend darstellte, wie Kaulbach die Europas in seiner Reformation verewigt hat, so müßte Honterus auf demselben mindestens in doppelter Gestalt erscheinen, hier als einer der begeistertsten Meister, die die lang verborgenen Schätze des griechischen und römischen Altertums aus dem alten grauen Steinjarg heben, dort als der Luther seiner Heimat, der das Evangelium wieder als schöpferische Lebensmacht in die Kreise seines Volkes tragend diesem mit Prophetenstimme zurnt: wachet und betet! An der Spitze von Honterus schriftstellerischer und Buchdruckerthätigkeit in seiner Vaterstadt steht die lateinische Grammatik die 1535 erschien, der nach wenigen Jahren eine griechische Grammatik folgte. Hieran schlossen sich neben einer Auswahl von Stellen aus Augustinus, Lehrbücher für Denklehre wesentlich aus Aristoteles, für Rhetorik wesentlich aus Cicero und Quintilian, eine Auswahl griechischer und lateinischer „geflügelter Worte“ mit Erklärungen, Werke von Hesiod, Aristoteles, Plato, später auch Terenzische Komödien, ein Auszug aus dem Justinianischen Rechtsbuch der Pandecten, den fünf Jahre später (1544) ein Handbuch des bürgerlichen Rechtes zum Gebrauch der sächsischen Städte und Stühle im Anschluß an die Institutionen ergänzte. Eine neue Ausgabe der „Grundzüge der Weltbeschreibung“ mit 16 Karten, die Honterus mit eigener Hand in Holz geschnitten (1542), steht jenen wissenschaftlichen Veröffentlichungen wertvoll zur Seite. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, in das Einzelne dieser Bücher einzugehen, wiewohl ein solcher Einblick die

Anschauungen jener Tage über Unterricht und Erziehung, bekanntlich Lebensfragen auch für unsere Zeit, vielseitig in das hellste, oft überraschende Licht stellt: Eines aber tritt sofort klar hervor. Ein Zeitgenosse Honterus, ihm selbst wie er sagt nahe befreundet, der am Anfang der vierziger Jahre, vom Sturm der Kriege verschlagen in Kronstadt lebte, Kaspar von Pest, von der Stadt selbst vielfach in öffentlichen Angelegenheiten gebraucht und später eine Zeit lang Sekretär des Woiwoden rühmt, wie nun ein Hindernis der Bildung durch Honterus aus dem Wege geräumt sei. Denn Wissenschaft ohne Hilfe von Büchern sei schwer zu erwerben; wie weit entfernt aber seien die Stätten dieser bisher gewesen, wie teuer die Werke selbst und wenigen erschwinglich bei der Armut des Vaterlandes; nun habe Honterus auf eigene Kosten eine Buchdruckerei errichtet, die hier früher nie gesehen worden, damit die besten Schriftsteller zur Förderung der heimischen Geistesbildung in unsere Mitte eintreten und die gute Zeit nicht mit Schreiben verloren gehe. In der That mit jenen, nun leicht jedem zugänglichen Lehrbüchern der lateinischen und griechischen Sprache, damals des einzigen Schlüssels zur Pforte höherer menschenwürdiger Bildung, mit den aus Honterus Presse hervorgehenden Geistesblüten des klassischen Altertums, mit seinen eigenen Arbeiten über Himmel und Erde, mit den bedeutamen Werken seines Geistes und seines Bücherdrucks, die dem strebamen Mann des Rathhauses, des Pfarrhauses, des Lehrstuhls nun hier um geringen Preis die ewigen Quellen des römischen Rechtes erschlossen, öffnete sich ein neuer, unverhältnismäßig weiterer Gesichtskreis dem Blick seines Volkes; ein neuer Ideenstrom, eine unermessliche Fülle frischen Lebensinhaltes trat an die Seele desselben erquickend heran. Der heutige Leser noch empfindet, wie ansprechend für jenes Geschlecht nach der geistigen Dürre der frühern Zeit die geistvolle, so vielfach anregende Erläuterung der „geflügelten Worte“ aus Griechenland und Rom sein mußte. Welch' ein Fortschritt war es, wenn der lernende Knabe in Kronstadt und Hermannstadt, oder der sinnende Kaufmann, im saubern Kartenbild die Gestalt des fernen Landes sehen konnte? Und diese Karten, wie sie Honterus Hand in die zum Teil noch vorhandenen Holzstöcke geschnitten, sie sind in ihrer Art und für jene Zeit so vorzüglich, daß jene, die noch im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts rauch- und staubdunkel an den Wänden unserer Schulzimmer hingen, in ihrer Zeichnung, in ihrer Darstellung von Berg- und Flußverhältnissen, in den gesamten Mitteln ihrer Veranschaulichung sie nicht übertreffen. Einen Hauch des klassischen Altertums spürt der Leser auch jetzt noch, wenn er im Reiz des von Honterus meisterhaft

gehandhabten lateinischen Hexameters die Anfangsverse seiner Kosmographie liest:

Lehren will ich der Himmel Gezelt, mit den Winden die Sterne,  
Städte und Reiche, der Völker Zahl, weithin durch die Meere  
Nagend die Lande mit Berg und Fluß, mit Pflanzen und Tieren,  
Arbeit der Männer so mancherlei Art in der Werke Gestaltung,  
Auch der Krankheiten Zahl und vielfach wechselnde Namen.

Die Wärme des heimatischen Gefühls klingt so anmutend durch,  
wenn er mit raschem Griffel Pannonien und die „Weiler der Dafen“  
zeichnend,

Die der Moldauer jetzt und jenseits der Berge der Blache  
inne hat, länger weisend rühmt

dort am Sibin die ragenden Mauern,  
Und in der Zinne Schutz, der steilen, Kronen gelegen,  
Welches der Sonne Licht von Europas christlichen Städten  
Früh aufsteigend zuerst mit näherem Strahle begrüßet.

Hochbedeutend wie durch seinen Inhalt ist namentlich auch durch  
seine Vorrede das „Handbuch des bürgerlichen Rechtes.“ Diese besteht in  
einem Liebergruß, den Valentin Wagner in vorzüglichen lateinischen  
Distichen an „Die Weisen und Fürsichten Herren, die Bürgermeister,  
Richter und geschworenen Rathsherrn der sächsischen Städte und Stühle,  
der Kolonien des deutschen Reichs in Siebenbürgen“ richtet.  
Vierzig Jahre früher als das Eigenlandrecht der Sachsen zu Stande  
kam, spricht sich da schon die Ueberzeugung von der Notwendigkeit eines  
gemeinsamen, die ganze Nation umfassenden Gesetzbuchs aus. „Während  
rings umher“ so lauten die lieblichen Verse

„Während rings umher der tobende Feind uns bedrängt  
Und von des Krieges Sturm zittert des Nachbars Gebiet  
Schenkt die Gnade, die nimmer erlischt, des liebenden Heilands  
Und des göttlichen Worts Freiheit und Reinheit zurück.  
Aus den Kirchen entflohn des Irgeists täuschende Künste  
Und in erneuertem Glanz strahlet das göttliche Licht.  
Sieh, da sorgtet ihr bald voll treuen Sinns, wie den Städten  
Werde der schirmende Wall, der im Gesetze besteht,  
Daß auch das Recht sich im Geist des neuen Lebens erneue.  
Unserm Glauben nicht mehr drohe mit feindlichem Sinn,  
Und wie eine Kirche die sieben Burgen, umschliesse  
Ein gemeinsam Gesetz schützend die Treuen erfreu!“

Von Gesetz und Recht aber kann man nicht würdiger denken als  
hier geschieht:

„Denn das Gesetz ist ein Gottesgeschenk, das der Erde  
Sterblichen Söhnen herab liebend der Himmel gereicht . .

Also schirmt es der Menschen Verein, den Wandel der Menschen,  
 Daß ein Jeglicher sich froh seines Rechtes erfreut.  
 Aber entferne der Stadt das gerechte Gesetz, dann entfliehet  
 Schnell mit eilendem Fuß fort aus den Mauern die Treu'.  
 Hältst die Willkür du mit Gesetzestraft nicht in Schranken,  
 Bald wird nichts mehr sein, was noch dem Bürger gehört".

Darum empfiehlt Valentin Wagner das Buch so warm seinem  
 „Siebenbürgen“ :

„Wohl hat in Teile gebracht und mit Einsicht weiß' es geordnet  
 Honterus, des Volks redlichen Eifers besorgt.“

Gewiß es gewährt dem sinnenden Geist edelsten Genuß, auf diesen  
 Wegen der Vergangenheit wandelnd das stille Werden einer neuen Zeit  
 zu belauschen. Um so natürlicher ist es, daß jene treibenden Keime voll  
 frischen Lebens den bewundernden Blick des damaligen Geschlechtes auf  
 sich lenkten. Anton Verantius, des siebenbürgischen Bischofs Johann  
 Statilius Messé, Propst von Weissenburg, Johann Zapolyas Sekretär,  
 später Bischof von Fünfkirchen, von Erlau und Erzbischof von Grau,  
 innig befreundet mit dem Kronstädter Stadtpfarrer Jeremias Sekel, spricht  
 in einem Brief an diesen vom 8. Mai 1538 fast rührend seine Seh-  
 sucht aus, Honterus kennen zu lernen „den gelehrten und erlauchtesten  
 Mann.“ „Wenn er mir schon seinem Kufe nach so teuer, der Umgang  
 mit ihm so erwünscht ist“ schreibt er, „wie würde meine Liebe zu ihm  
 steigen, wenn ich ihn von Angesicht kennen lernte. Worte können es kaum  
 ausdrücken, wie sehr ich wünsche, ihm befreundet und vertraut zu sein.  
 Grüße du ihn denn in meinem Namen und hilf, daß er mich liebe.“  
 „Empfehl mich dem Honterus aufs neue“ wiederholt er am 21. August  
 desselben Jahres. Die gewünschte persönliche Begegnung fand später statt;  
 vom königlichen Hof in Ofen schreibt Verantius an Honterus, wie an-  
 genehm dem König und seinem ganzen Rat der Auszug aus den Pandekten  
 gewesen, den Honterus 1539, auf dem Titel- und Schlußblatt geschmückt  
 mit dem unter Johann Zapolya gebrauchten Reichswappen, herausgegeben  
 hatte. Nach Siebenbürgen zurückgekehrt grüßt er ihn in herzlichem Briefe  
 von Weissenburg am 7. März 1540: „sobald der Winter zu Ende sein  
 wird, der Himmel wieder milde scheint und die Wege zugänglich werden,  
 gedenke ich, so Gott will, nach Kronstadt zu kommen, falls ich nicht wieder  
 an den Hof gerufen werde, nicht um Kronstadt, nicht um den Alt, nicht  
 um das Burzenland zu sehen, sondern um dich zu umarmen.“ „Schreibe  
 mir,“ fährt er fort, „wenn du etwas von den Anzettlungen der Wojwoden  
 weißt, nicht darum weil wir durch unsere Mühe und unseren Rat dem  
 Vaterlande helfen könnten, sondern daß wir wenigstens mit dem Armen

Mitleid haben und den Fall desselben beweinen, da es, das sollst du wissen, wenn nicht gewisse Menschen sich Ruhe geben, in kurzem die schwerste Gefahr läuft, indem das Verderben schon an die Thüre klopft.“ Einem Freunde in Venedig (Andreas Surianus) schickt Verantius 1544 Honterus Karte von Siebenbürgen und rühmt mit wehmütigem Stolz nach seinem Tode (1549), wie das Land durch ihn viel genannt und Kronstadt selbst berühmter geworden sei.

Doch in die Stille der ernstesten wissenschaftlichen Arbeit, die sich damals hier so blühen- und fruchtbar vollzog, fielen auch aufregende Tage. Freitag vor Martini 1538 ließ Johann Zapolya den Richter Luk. Hirscher nach Hermannstadt berufen; mit dem Ratsherrn Johannes Hoch zog dieser hin, sie brachten die Kunde zurück, der König werde in kurzem selber die Stadt besuchen, die seit Matthias 1468 ihren königlichen Herrn in ihren Mauern nicht gesehen. Allerdings vor wenigen Jahren erst hatten ihre Heerhaufen die Schwerter mit den Feinden gekreuzt und die neu gegossenen Bombarden unermüdet den Kugelregen in die Reihen seiner Verbündeten geworfen; aber seitdem war Ausgleich gemacht und Friede geschlossen worden: jetzt rüstete die Stadt zum würdigen Empfang ihres Königs. Eine neue Küche wurde sofort für die Tage seiner Anwesenheit erbaut — vier Zimmerleute mit drei Knechten arbeiteten drei Tage, wieder zwei Zimmerleute zwei Tage daran — Geflügel aller Art nach Hunderten zur Mastung auf öffentliche Kosten eingestellt, der Fischhalter der Stadt mit der stummen Brut der hungrigen Hechte, der Forellen und Karpfen gefüllt, die aus allen Gewässern ringsum bis weit hinauf ins Selterland gekauft wurden, endlich „das Land“ zusammengerufen, damit weitere Lebensmittel, ebenso Holz, Hafer und Heu rechtzeitig zusammengebracht würden. Unglaubliche Vorräte von ausländischen Gewürzen schaffte der Stadtherr an, 20 Pfund Ingwer, 20 Pfund Pfeffer, 3 Pfund Muskatblüte, 5 Pfund Gewürznelken, für 9 Gulden Mandeln, dazu 1½ Zentner Reis; in der letzten Stunde noch mußte man 9 Pfund neuen Safran kaufen, weil die königlichen Köche den alten nicht haben wollten. Zwölf Pfund und dazu einen außerordentlich großen Hut Zucker brachte der Stadtrichter selbst von Hermannstadt mit. Ein ganzes Stück Zeug („Domozlie“) wurde zur Fahne verwendet, die langhinflatternd die Einziehenden vom Rathhausturm grüßen sollte; aus 16 Ellen rotem und 16 Ellen grünem Taffet machten sie das Stadtbanner, mit dem man dem König entgegen zog. Dienstag nach Katharina (26. November) fuhrn die Ratsherrn Martin Draud und Michael Roth zur ersten Begrüßung des Königs nach Schirfanyen hinaus; sie führten mit sich zwei Flaschen-

keller mit 20 Maß Malvasier und zwei mit 16 Maß alten Weines; Freitag darauf schickten sie den Ratsmann Johann Kremmel zum Empfang des Fürsten nach Zeiden, der 50 Karpfen, fünf Hechte für den König selbst und zwei Zentner Hansen, dann 10 Pfund Olivenöl mitnahm. Samstag, am Andreastag, zog Johann Zapolya in Kronstadt ein. Der Stadtrichter, Herr Luk. Hirscher ritt ihm entgegen; 50 Lanzen begleiteten ihn; die eisernen Speerspitzen leuchteten frisch geschliffen in der Novembersonne, der Maler Gregorius hatte die Schäfte neu hergerichtet und die seidenen Fähnlein derselben flatterten lustig im scharfen Ritte. Der König blieb, wie es scheint, nicht länger als eine Woche in Kronstadt; seine Thürsteher und sein anderes Gefinde verließ mit neuem Schuhwerk, das es zum Geschenk erhalten hatte, die Stadt; am Dienstag nach Mariä Empfängnis (9. Dezember) zahlte diese dem Fünfkircher Bischof Johannes Effeki an außerordentlicher Steuer die Summe von 3800 Gulden für „Seine Majestät.“ Bis tief in das folgende Jahr hinein kehren immer neue schwere Ausgaben wieder, die aus dieser Zeit stammen; schon im Dezember hatten sie vier „Schüler“ ausschicken müssen, die Kosten oder Schulden aufzuschreiben, die des Königs „Volk“ in und außer der Stadt gemacht. Unter den Geschenken, mit den man ihn geehrt, wird namentlich ein Wagen viel genannt, den sie um 1539 nachsandten; der Maler, der ihn gemalt und vergoldet, (zwei Maler von Schäßburg hatten ihm daran geholfen), erhielt allein für diese Arbeit 70 Gulden, der Goldschmied Erasmus, der die goldenen Knöpfe daran gemacht 99 Gulden 12 Aspern. Die Kanne die sie dem König gegeben, war aus Hermannstadt gebracht worden und kostete 134 Gulden 20 Aspern. Der König ist unzweifelhaft gütigen Sinnes von Kronstadt fortgezogen; denn schon am 13. Januar 1539 erschien Herr Doktor Martinus Pfarrer von Reichesdorf in ihrer Mitte und lud den Rat zur nahe bevorstehenden königlichen Hochzeit ein, die am 23. Februar in Stuhlweissenburg gefeiert wurde. Den 1. Februar brachen mit sechsspännigem Wagen und dem Geleit von einem Koch und sieben Dienern Herr Johannes Fuchs und Johannes Hoch zu derselben auf und nahmen an königl. Steuer allein 959 Gulden mit, daneben zu Ehrungen zwei vergoldete Silberkannen (um 225 G. 25 Asp. 1 Den.), ein Prachtroß gefattelt und gezäumt an silberner Kette, zwei große Teppiche, die 90 Gulden kosteten. Und doch mußten sie die Reisekosten vom Richter Luk. Hirscher auf Borg nehmen (800 G.); wenn wir sehen, wie sie ihm im folgenden Jahr für ein solches Darlehen 40% zahlen so werden wir leicht glauben, daß sie wohl die Bedeutung des sächsischen Wortes um so tiefer empfunden haben: seine Ehren preisen.

Die nächsten Jahre brachten noch Schlimmeres. Die Wojwoden Stephan Mailath und Enrich Balassa erhoben sich gegen König Johann; in Kronstadts nächster Nähe schlug die Flamme auf, da jene Aufständischen sich nach Fogarasch warfen. Am 6. Mai 1540 mußte die Stadt 100 Büchschützen zur Belagerung des Schlosses abschicken und drei Wochen später der Leere des kgl. Schatzes mit 1000 Gulden helfen; dann kam, kaum daß sie dem Hofbeamten des Schatzmeisters Clemens Nagy das „Botenbrot“ für die Freudenkunde der Geburt eines königlichen Prinzen gegeben hatten, die Nachricht von des Königs Tod und damit neue schwere Sorge. Wieder stand die Frage da, wer denn König sein sollte. Mailath den sie jüngst belagert, wurde mit Balassa Landesfeldhauptmann; nun mußte man seiner Geldnot abhelfen. Während Herren vom Rat im Burzenland Umritt hielten, ob die Burgen in gutem Stand seien und mit Kriegszeug wohl versehen, — Rosenau baute an der seinen — kam ein Heerhaufe aus der Walachei Mailath zu Hilfe und lagerte bei Bobola; Mailaths Drohbrieife, der sich den Schein der Treue für Ferdinand gab, sollten Kronstadt noch mehr an ihn binden. Dagegen brachte Sonntag vor Thomas (26. Dez.) Nan Logofeth von seinem Herrn, Radul dem Wojwoden der Walachei die Botschaft an den Rat, er müsse mit den Türken über sie kommen, wenn sie sich nicht dem Sohn König Johannis unterwürfen. Man stand wieder zwischen Feuer und Wasser.

So brach das Jahr 1541 voll kriegerischer Rüstung an. Der Name Ferdinands hielt Kronstadt und die sächsische Nation unter Mailaths Banner. Am 3. März verglich sich die Stadt insbesondere mit ihm, was wieder außer reicher Bewirtung den Friedenspreis von 200 Gulden kostete. Mitte Mai führte Stephan Greißing die 100 Mann des Kronstädter Buzugs ihm zu; die ganze Universität stellte 1000 ins Feld; 175 Mann hielten Monate lang auf Kronstadts Mauern und Türmen Wache, wo alles gegen den befürchteten Angriff vorbereitet wurde. Da fiel Ende Juni Peter der Wojwode der Moldau durch den Djofer Paß ins Land, Radul der Wojwode der Walachei und der Türke Kuttschi Belibeg stießen mit ihren Heerhaufen im Orbaier Stuhl zu ihm; ein Teil des Lagers lag eine Zeit lang bei Brenndorf und die Schwere des Durchzugs, der Mailath in Fogarasch zum Ziel hatte, lastete erdrückend auf der Gegend. Eine Frau von Rußbach mit ihren fünf Knaben kaufte der Rat der Stadt von den Türken mit 40 Gulden frei; 3200 Gulden allein an barem Geld mußte sie in das Lager der Feinde schicken, 1700 Gulden an der Steuer der am Alt gelegenen Gemeinden nachsehen

um die die Barbaren sie gebrandschatzt hatten. Da trat das Land in der Woche vor Stephan König in Thorenburg zusammen und beschloß die Königin Isabella hereinzurufen, den Auszug der fremden Heerhaufen aber mit dem Opfer von 2000 Gulden zu erkaufen, zu welchen Kronstadt abermals 380 G. beisteuerte. Im Herbst des nächsten Jahres stand der raublustige Moldauer wieder im Szeklerland, verhandelte mit Kronstadt und erpreßte was möglich war von ihm. Wohl gegen ihn hielten Stadt und Land 522 Mann unter den Waffen; in der dritten Novemberwoche führte der Hauptmann Peter Schneider seine Scharen gegen den lästigen Feind, der jedoch ohne Schwertschlag nach großem verübten Schaden durch 1500 Gulden, eine Silberkanne, 18 Pferde und zwei Wagen zum Abzug bestimmt wurde.

In so rauhem Gegensatz stand die äußere Welt zu dem stillen Leben des Geistes, das unter Honterus Pflege seit einem Jahrzehnt in Kronstadt seine unscheinbaren Körner austreute. Und siehe, aus ihnen ist Dauernderes und Segensreicherer erwachsen, als aus all' dem Getöse der Waffen, all' den Irrgängen der selbstüchtigen Staatsweisheit jener leidvollen Jahre. Die Einführung der Reformation im Burzenland und in weiterer Folge ihre feste Begründung im Sachsenland, die Gründung der neuen Schule in Kronstadt, der ersten des neuen Geistes im ganzen Lande, sie sind die Früchte jener stillen Arbeit. Daß die gesamte wissenschaftliche Thätigkeit Honterus' im Dienste dieses Geistes stand, lehrt ihre ganze Richtung, ihr Inhalt und jeder Blick auf die tiefere Strömung jener Zeit.

Endlich 1542 da das politische Leben des Landes in unheilvoller Auflösung begriffen und fast jede Hand wider die andere war, hielt Honterus die Zeit für gekommen mit der Vergangenheit endgiltig zu brechen und veröffentlichte den „Entwurf einer Kirchenordnung für Kronstadt und das ganze Burzenland“. Der Rat scheint dieser Kirchenordnung schon vorher zugestimmt zu haben, denn der „Entwurf“ wurde schon im folgenden Jahre als bereits eingeführte „Kirchenordnung für Kronstadt und das ganze Burzenland“ herausgegeben. Damit führte man ein: Das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalten, fleißige Katechisation zur Belehrung des Volkes und zur Belebung der allgemeinen Andacht, die deutsche Liturgie und deutsche Kirchenlieder. Die sechs kleinen Nebenaltäre der Stadtpfarrkirche wurden abgetragen, der Kirchendienst von entbehrlichem und nach der evangelischen Lehre zwecklosem Beiwerk gesäubert. Dagegen nahm man wohlweislich Anstand auf einmal alle Ceremonien der katholischen Kirche abzuschaffen, die seit Jahrhunderten

für die Boreltern ein so großer Gegenstand der Verehrung gewesen waren und manches wurde beibehalten, was gut und unschädlich war; so manche von den kunstreichen Statuen und Bildern, welche die erbaulichsten und merkwürdigsten Ereignisse im Leben des Heilandes und seiner Apostel versinnlichten, den schönen von der Orgel und einer herzerhebenden Instrumentalmusik begleiteten Messgesang, die brennenden Lichter auf dem Hochaltar, während des heiligen Abendmahls, zum Teil auch die Ohrenbeichte, unter allen die zwei heiligsten Sacramente, die priesterliche Stolarbekleidung, die mit Silber und Gold durchwirkten Messgewänder, zum schlagenden Beweis, daß die Kronstädter im Geiste Honterus voringen und sich bei ihrer Neuerung mehr vom Verstande, als von einseitiger, bigottischer Leidenschaft leiten ließen. Durch seine „Kirchenordnung“ ward Honterus zu einer Autorität ersten Ranges unter den Kirchenvätern der neuen Lehre. Melanchthon, der große Mitarbeiter Luthers, hielt Honterus Reformationsbüchlein für so bedeutend, daß er es in demselben Jahre in Wittenberg mit einer eigenen Vorrede erscheinen ließ. Luther selbst erachtete es seines höchsten Lobes wert und damit rückte Honterus zur Würde eines Altmeisters der Reformation vor. Wie entschieden die große geistig-sittliche Bewegung bereits 1542 in Kronstadt gewesen zeigt, daß dessen Stadtpfarrer Jeremias Jekel am Sonntage Rogate in die Ehe trat — der Rat der Stadt brachte ihm einen Teppich zur Gabe —, und Thomas der Pfarrer von Tartlau am 25. Sonntag nach Trinitatis diesem Beispiele folgte. Kurz nach Allerheiligen traten die Abgeordneten von Stadt und Land zusammen um „über die reine Predigt des Evangeliums und die Kirchenverbesserung hier“ zu beschließen; Dienstag nach dem dritten Adventsonntag begannen Herren vom Rat und Kapitel die Kirchenvisitation. Diejenigen Pfarrer, welche von der Wahrheit der neuen Lehre sich überzeugen ließen, wurden in ihren kirchlichen Aemtern aufs neue bestätigt, andere dagegen ihres Amtes entsetzt und neue Pfarrer angestellt und ordiniert.

## X.

Unterdessen war am politischen Himmel eine dunkle Wolke heraufgezogen, die das fortschreitende Reformationswerk mit großer Gefahr bedrohte. 1543 ward Honterus und „die Obrigkeit der Stadt“ von der Königin Isabella, seiner einstigen Schülerin, auf Betreibung ihres Schatzmeisters Georg Martinuzzi wegen der in Kronstadt eingeführten Neuerung in Religionsfachen zur Verantwortung vor den Landtag nach Weißenburg geladen. Der eifrige Protestantenverfolger Martinuzzi, „der Mönch“,

wie er genannt wurde, hätte dem Honterus gerne das Schicksal des Hufz bereitet, wie er schon das Beispiel einer Kegerverbrennung in Großwardein gegeben hatte. Allein die Kronstädter waren gewarnt und diese Warnung muß eine eindringliche gewesen, von hochstehender, wenn nicht gar von höchststehender Stelle ausgegangen sein, auch sehr gewichtige Gründe enthalten haben, denn die Lebensgefahr allein, der sich Honterus dabei aussetzte, hätte diesen, so wie wir ihn kennen, nicht abgehalten die „Apologie“ seiner Lehre in eigener Person vor der ihm huldvoll gesinnten Königin vorzutragen. Johannes Fuchs, damals zum dritten Male Stadtrichter und in dieser seiner Eigenschaft Mitglied des Landtages und Mathias Glaz reisten nach Weißenburg und erklärten nach dem Wortlaut der von Honterus verfaßten Apologie vor den Räten der Königin, daß das Reformationsbüchlein nur den Bedürfnissen der heimischen Pfarrer und des Kirchenpersonals diene und es dabei keineswegs auf eine Uebervorteilung oder ein Unrecht oder auf die leiseste Anfeindung irgend Jemandes abgesehen gewesen sei. Dann sprachen sie von ihrem Gehorsam gegen die öffentliche Gewalt. „An erster Stelle bekennen wir und behaupten es standhaft, daß wir in keinem Teile dieses Büchleins oder unserer Kirchenordnung gegen den der geheiligten königlichen Majestät Szabellens, unserer allergnädigsten Herrscherin schuldigen Gehorsam oder gegen die hochzuverehrenden Großen des ungarischen Reiches und die übrigen hochansehnlichen Herren irgend etwas sträflich versucht oder vollbracht haben oder vollbringen wollen, wie denn dieses auch auswärtige, höchst glaubwürdige, vielleicht in dieser Versammlung anwesende Zeugen bestätigen werden, welche die Verfassung und den Zustand unserer Kirche mit ihren eigenen Augen gesehen und erkannt haben, daß alle kirchlichen Handlungen mit großer Demut und Ehrfurcht bei uns geübt werden, wie man dergleichen vorher nirgends gesehen hat.“ Dann wendet sie sich „gegen die ihnen vorgeworfenen Beschuldigungen der Zwietrachtstiftung“. „Wie wir es auch werden bezeugt haben, so wollen wir es auch jetzt bekräftigen, daß wir nichts angenehmeres erleben könnten, als wir sähen die zerstreuten Schafe Christi in dem einen und nämlichen Stalle der wahrhaftigen katholischen Kirche einträchtlich zusammenleben, mit der auch wir in wahrer, vollendeter Glaubenswahrheit immer und von ganzem Herzen übereinstimmen. Denn auch der heilige Paulus befiehlt an mehreren Stellen, zur gegenseitigen Eintracht ermunternd, daß wir alle das Nämliche glauben sollten, damit alle einen Glauben hätten, ein und dasselbe Gesetz, gleichwie wir alle eine Taufe haben und einen Gott. Wenn aber irgend etwas Verdächtiges in unsere Kirchenordnung

sich eingeschlichen hat, was uns ganz und gar ferne gelegen ist, die wir uns einer solchen Absicht unbewußt sind, so bitten wir ein und das andere Mal, daß man uns dieses selbst offen zeige, es sei denn, daß wir aus dem Worte Gottes eines andern belehrt werden.“ „Wenn nun aber Gott den Königen und Fürsten Gewalt gegeben hat nicht zur Zerstörung sondern zum Aufbau der Religion, und ihnen befohlen hat, daß sie Wächter und Beschirmer seiner Vorschrift seien, wir aber diese Gebote zeigen, so kann man in keiner Weise von uns, die wir das gethan haben, was die obern Kirchenfürsten selber thun und nach dem Gebote Gottes auch von allen Untergebenen fordern, sagen, daß wir gegen den der Königin und der öffentlichen Gewalt schuldigen Gehorsam gefehlt.“ Daran schloß sich der auf die Bibel gegründete Beweis, „daß es notwendig sei den Vorschriften Gottes zu gehorchen“. „Dieweil es aber durch das Beispiel heiliger Märtyrer und durch das Zeugnis wahrheitsvoller Schriften feststeht, daß man den Widersachern der Gebote Gottes besonders in solchen Dingen, welche Religion und Glauben betreffen, bei Strafe ewiger Verdammnis nicht gehorchen solle, gemäß der wohlbekannten Worte Petri in der Apostelgeschichte 4, 19. Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen; dies aber ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten (15, 14); und wie Christus selber bezeugt: Wenn ihr nicht liebt, haltet meine Gebote und wer meine Gebote kennt und hält sie, der ist's, welcher mich liebt; denen aber, welche den Herrn lieben wird es gut gehen — also, wenn wir in das Leben eingehen wollen, müssen wir die Gebote halten und zwar die Gebote dessen, welcher allein ist die Wahrheit, der Weg und das Leben.“ „Wenn man all dieses sorgfältig erwogen haben wird, so sehen wir nicht ein, welche weitere Verteidigung aller und einzelnen Artikel des Reformationsbüchleins man von uns wünschen kann.“ Nichtsdestoweniger handelte die Apologie noch „vom Beispiel der Staaten und Städte“, welche in der Reformation vorausgegangen, von den „Worten über die Lehre von der Taufe“, „von der Privatmesse“, „von der Teilnahme am Tische des Herrn“, kurzum von allen Titeln und den Schlußworten des Reformationsbüchleins, endlich davon, „warum das Reformationsbüchlein gedruckt und herausgegeben worden sei.“ Inhaltsschwere und gewaltige Worte waren es, die damals von den Kronstädter Abgesandten in Weißenburg gesprochen wurden; es war ein Moment von geschichtlicher Bedeutung wie zu Konstanz und Worms. Gestützt auf den Eindruck, den diese Worte hervorgebracht, vereitelten die Räte der Königin, die mit Martinuzzi aus politischen Gründen nicht auf gutem

Fuße standen, die Absicht desselben, wornach die Kronstädter Gesandten, nachdem Versprechungen und Drohungen nichts genügt, den Tod in den Flammen des Scheiterhaufens finden sollten. Ein Beweis dessen, wie gründlich die der Reformation feindliche Strömung eingedämmt worden war, ist die merkwürdige Thatsache, daß die Gesamtheit der Sachsen, Universität genannt, schon im nächsten Jahre, 1544, eine Gesandtschaft an die Königin abrichten konnte „mit der Bitte um Schutz in Sachen der Religion“. Nicht zu verkennen ist dabei, daß die allgemeine politische Lage zu diesem Erfolge nicht wenig beigetragen hat. Isabella mußte es damals mit den Sachsen gut halten. — „Weil obbemeldete Herren durch Gottes Hülff wohl bestanden wider die papistischen Gefellen“ schreibt ein Zeitgenosse, „sind sie glücklich heimgekommen“.

Die Folge dieses entschiedenen Sieges war, daß am 27. Dezember 1543, also noch im nämlichen Jahre, am Feste Johanni des Evangelisten, als der Rat Kronstadts neugewählt wurde, Magistrat und Kommunität beschließen konnten, „daß sie im Ganzen und Einzelnen, vom Kleinsten bis zum Größten, das was bis dahin gemacht und verbessert, auf die heilige Schrift gegründet worden sei gemäß des Inhalts des Reformationsbüchleins des Herrn Johannes Honterus, des Verteidigers der gereinigten Lehre in dieser Gegend, als bestätigt und bekräftigt, unverleßlich und unverbrüchlich und insoferne dieses unter Führung und Mithülfe Gottes an menschlichen Dingen gelegen, in alle Zukunft als in seiner Art unerschütterlich bewahren, befördern und verteidigen wollten“. Der die Seele des neuen Lebens war, Johannes Honterus, wurde, als Jeremias Jekel freiwillig in die Pfarre nach Tarklau ging, den 22. April 1544 Stadtpfarrer von Kronstadt. Als solcher hat er 1547 die Kirchenordnung des Burzenlandes zur „Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen“ umgearbeitet, die das geseklich eingeführte Reformationsrecht der evangelischen Kirche enthält. Honterus hätte hiernach die Superintendentenwürde erhalten sollen, aber niemand dachte daran, seinen Verdiensten die zeitliche Krone aufzudrücken, er aber am wenigsten, daß sie ihm gebührte. Erst sechs Jahre darauf, vier Jahre nach Honterus Ableben, wurde ein ehemaliger Kanonikus aus Laibach, Paul Wiener, Stadtpfarrer zu Hermannstadt als erster Superintendent in Siebenbürgen erwählt.

Seit Honterus Rückkehr in die Heimat tritt das Schulwesen Kronstadts bedeutamer hervor. Schon die Schulbücher, die aus der neuen Presse hervorgehen, sprechen dafür. Mitten in Krieg und Kriegsgeschrei kaufen sie 1533 in Deutschland einen, wie es scheint nicht geringen Bücherschatz und der Rat der Stadt weist dem Prediger Lukas Plecker, demselben der

1535 Stadtpfarrer wurde und jetzt den Kauf und die Herabsendung besorgt, 10 Gulden aus dem öffentlichen Säckel „zur Withülfe“ an. Bereits 1541 wird der Eifer der Schüler, die Teilnahme der Stadt am Gedeihen des Unterrichts gerühmt; für die Komödie die sie 1542 aufführen, für den Gesang beim Jahresfestmahl des Rates erhalten sie Ehrengaben aus der Kasse der Provinz. Wie die Zahl der Schüler zunahm, wurde, wahrscheinlich schon 1542, wenn nicht noch früher das Cisterzienserhaus zu St. Katharina, das Haus der weißen Mönche mit dem schwarzen Gürtel, auf dem damaligen Katharinen- jetzt Honterushof — dem Standplatz des Honterusdenkmals — zu einem Lehrsaal und zu einer Schule für Kleiuere umgewandelt und die Zahl der Lehrer vermehrt. Die Einrichtung einer Bibliothek schloß sich daran, „nach unserer Armut“, wie Honterus sagt „mit guten Schriften aller Art, mit theologischen, medizinischen, juridischen, und den übrigen zu höherer Bildung dienlichen wohlversehen“. Sie war ein Schatz von gedruckten und handschriftlichen Werken, der nach dem Urteile ihrer Kenner, den ersten Rang nach der berühmten Mathias Korvin'schen Bibliothek zu Ofen, verdiente. Hier fanden durch Unterstützung des Rates der Stadt die Ueberbleibsel der zerstörten Bibliotheken Griechenlands, ja der Ofner selbst, in Menge ihren Zufluchtsort. Allein unglücklicherweise wurde sie 1689 gleichfalls ein Raub des schrecklichen Brandes, der den 21. April Kronstadt verheerte, und so sind nur wenig Zeugen auf uns überkommen von „dem Geiste des neuen Lebens“, den die Kirchenordnung ebenso würdig als schön aussprach: „Wie der Gärten Pflege fortwährend die Pflanzung junger Bäume bedinge, damit wenn die alten ausgingen frische an deren Stelle träten, so solle der Unterricht der Jugend dem Gemeinwesen Männer schaffen, die der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung wohl vorzustehen im Stande seien, auf daß — so spricht Honterus — „nicht einmal das Vaterland, mitten unter den Feinden durch Gottes Gnade nicht unrühmlicher Bildung, durch Unfleiß der Obrigkeit, der darauf zu sorgen geschworen ist, in kurzer Zeit zu heidnischer Barbarei entarte.“ Der Ausbau dieses Kronstädter Schulwesens und damit die Neubegründung derselben und insbesondere seines Gymnasiums ist in der „Kroner Schulordnung“ von Magister Johannes Honterus enthalten, die der Rat der Stadt 1543 genehmigte und einführte. Inbegriffen in jenem Ausbau war eine Mädchenschule; in der Stadtrechnung von 1544 findet sich die erste Erweiterung derselben in der Besoldung für „Martinus, den Schulmeister der Mädchen“ — mit zwei Gulden vierteljährlich. Die Hauptsofgfalt wurde aber, wie billig, dem Unterricht der Knaben zuge-

wendet, welche in den höheren Klassen der Pönderusschule den Namen Studenten führten. Diese bildeten einen förmlichen Schulstaat, der die Namen für seine zahlreichen Aemter zum Theil von den Staatsämtern der alten Römer entlehnte. Die Gesamtheit aller Schüler nannte man Coetus. Sie schieden sich zunächst in Adolescentes, welche es noch nicht über die Poetikklasse hinausgebracht hatten und Studiosi, welche bereits in den höheren Klassen standen. Ueberdies zerfiel der ganze Coetus in 20 Dekaden von je 10 Studenten und zwei Centurien von je 10 Dekaden. Ein reichgegliederter Beamtenstand, Offiziales genannt, stand der gesamten Studentenschaft vor und trug die Lasten und Ehren einer durch strenge Gesetze geregelten Regierung. Je einer Dekade stand ein Dekurio, je einer Centurie ein Centurio vor. Andere Aemter waren außerdem das des Aedilis, Präko, Sekretarius, Musikus, der zwei Censoren, des Dekonomus, der Präfekten und Drators. An der Spitze aller stand der mit einer Krone geschmückte Rex. Neben ihm waren die Censoren und der Drator die wichtigsten Beamten. Sie alle waren Gehülfen des Rektors in der Handhabung der Schulzucht, ihre Amtsverrichtungen und ihr Pflichtenkreis folgender: Die Censoren, welche in den Versammlungen neben dem Rex zu sitzen pflegten, waren die Aufseher über die Sitten der Studenten und durften nichts übersehen, was tadelnswert war. Schuldige konnten sie vom Amte absetzen. Sie bestimmten den Termin der Versammlungen, Comitien genannt, sonst hatten sie keine Regierungspflichten. Der Rex hatte als Oberhaupt die richterliche Gewalt in Händen. Die Censoren unterstützten ihn mit ihren Ratschlägen. Klagen wurden vor ihn gebracht und er, im Verein mit den Censoren, entschied Streitigkeiten, verhängte Strafen. Der Präfekt leitete gewisse Uebungen der Jugend, worunter namentlich die Spiele zu verstehen sind, deren Vorbereitung in seiner Hand lag. Er kam, wie bereits erwähnt, auch beim Unterricht zur Verwendung. Der Drator hatte bei der Wahl der Offiziales und so oft der Coetus beisammen war die nötigen Reden zu halten und in den Strafverhandlungen die Pflicht der Anklage. Der Sekretarius hatte das Verzeichnis der Offiziales zu führen und sonstige Aufzeichnungen zu machen. Er war auch Schreiblehrer. Der Musikus war Chormeister, Musiklehrer und unterrichtete nach Bedarf auch in Poetik und Metrik, also in der Dichtkunst. Der Präko sagte die Versammlungen an und war sozusagen der Saalbesorger. Der Aedilis war Aufsichter über die Bibliothek und über die Wohnungen der Studenten, der Dekonomus sein Gehülfe dabei. Die Wahl der Offiziales geschah in den Comitien zweimal jährlich im Herbst und im Frühjahr. Nach

der Schulordnung waren die Studenten an strenge Schulgesetze gebunden, die selbst für leichtere Vergehen die Prügelstrafe bestimmten und in dem Judicium oder Studentengericht gehandhabt wurden, welches am Schlusse jeder Woche gehalten wurde. Die meisten Studenten wohnten im Schulgebäude, trugen eine Uniform, Toga genannt, erhielten zweimal in der Woche freie Kost — Coquin — und waren verpflichtet in der Kirche und bei Leichenbegängnissen als Sänger mitzuwirken; sie konnten, wenn sie auf der Schule wohnten, zu ihrer Bedienung einen Famulus — Schüler der untern Klassen — halten. Der Unterricht begann morgens 6 Uhr und dauerte bis 10 Uhr dann von 12 bis 4 Uhr. Am Sonntag wurden, vor dem Gottesdienste, Abschnitte aus den Evangelien rezitiert und erklärt. — Am 1. Dezember 1544 ward die Honterusschule mit 29 Schülern eröffnet; ihr erster Rektor war Valentin Wagner, ihr erster Schüler, der in die Matrikel eingetragen wurde, Mathias Fronius, der nachmalige Stadtrichter und Verfasser des sächsischen Municipalrechtes. Das Honterusgymnasium gelangte rasch zu einem Rufe, welcher weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausging.

## XI.

Aber Honterus so gewaltig sein Geist, so ausdauernd sein Fleiß, so innig seine Hingabe auch war, konnte ganz allein das stolze zu einer höheren Blüte sich entfaltende Werk nicht ausbauen. Er hatte eifrige Mitarbeiter dabei, die mit gleich hoher Gesinnung nach Kräften für das Gelingen und Gedeihen desselben gewirkt haben. Die erste Stelle unter diesen gebührt dem Stadtrichter Johannes Fuchs. Er ist einer der ersten Anhänger der neuen Lehre gewesen. Wir haben gesehen, wie er vor dem Landtage in Weissenburg für Honterus und die neue Lehre in die Schranken trat. Zu dem geistigen Kapital desselben fügt er das Ansehen seines Amtes, seinen Einfluß, seine Thatkraft. Gerade während er als Stadtrichter auf dem Höhepunkte seiner Macht steht, vollziehen sich die Reformationsthaten Schlag auf Schlag. Das aber wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, wenn er nicht selbst mitgethan hätte. Er ist der thätigste und eifrigste Mitarbeiter Honterus' im weltlichen Stande gewesen. Jedenfalls war er der bedeutendste Mann unter jenen drei bekannten Stadtrichtern von Kronstadt, welche sich um die Ausbreitung der neuen Lehre besonders verdient gemacht haben. Zu ihnen gehörte noch Lukas Hirschler und Johann Benkner. Dieser Letztere hatte im Verein mit Johannes Fuchs im Jahre 1546, da die Buchdruckerei Honterus' viel Papier verbrauchte, eine Papiermühle errichtet und damit

zur Verbreitung der Kultur wesentlich beigetragen. Den genannten drei weltlichen Mitarbeitern stehen zwei geistigen Standes gegenüber: Valentin Wagner und Mathias Glag. Dieser Letztere war 1541 und 1542 Rektor in Bistritz und schon damals ein eifriger Anhänger der neuen Lehre, wird deshalb auf Betreibung des siebenbürgischen Bischofs Statilius von dorthier vertrieben und kommt nach Kronstadt, wo er sich Honterus so enge anschließt, daß er, wie wir bereits gesehen, die Rechtfertigung der neuen Lehre im Verein mit Johannes Fuchs vor dem Landtage in Weißenburg übernimmt. Der beste Beweis für die Bedeutendheit des Mathias Glag oder Kalvinus, wie er sich gerne nannte, ist der, daß ihn Honterus den Hermannstädtern zum Stadtpfarrer vorschlägt, ferner daß er 1572, wo er Pfarrer in Reichsdorf und Generalbechant war, zum Superintendenten kandidiert wird. — Weniger gleichzeitiger Mitarbeiter, als vielmehr glücklicher Fortsetzer des Reformationswerkes ist Valentin Wagner, der 1542 auf Honterus Rat sich nach Wittenberg begibt und 1544 als Magister der freien Künste in seine Heimat zurückkehrt. 1544 legt er als Rektor des Honterusgymnasiums die älteste Matrikel derselben an, die, auch jetzt noch erhalten, die älteste aller sächsischen Gymnasialmatrikelu ist. Gerühmt wird seine Kenntniss der klassischen Sprachen. Als Honterus 1549 stirbt, tritt Wagner dessen dreifache Erbschaft an: Die wissenschaftliche Arbeit, die Buchdruckerei und das Stadtpfarramt, dem er aber leider schon am 2. September 1557 durch den Tod entrißen wird.

Und nun müssen wir zum Schlusse eilen, doch vorher noch das nachtragen, was Hieronymus Ostermeier über Honterus Ableben schreibt: 1549 den 23. Januar am Mittag die 12. Stunde, ist der fromme, gottesfürchtige Herr Magister Johannes Honterus, Pfarrer in Kronstadt aus dieser Welt verschieden. Dies war ein Mann, seinem Vaterlande zu dienen und, was demselben nützlich war zu fördern; denn er hat der Lehre des heiligen Evangeliums halber viel erlitten . . . fromm, demüthig, lehrhaftig, ehrerbietig, Niemand verschmähend und dazu ein treuer Hirt seiner Schäflein, dessen Seele in der ewigen Ruhe schwebt und lebt ewiglich.“ Er starb eines sanften Todes, gleichsam einschlafend, denn er war müde aber nicht matt. Sein Leichnam wurde, als der eines Stadtpfarrers, der damaligen Sitte entsprechend, vor dem Altar im Chor der Stadtpfarrkirche in das sogenannte Stadtpfarrgrab zur ewigen Ruhe gebettet. Bei seinem Leichenbegängnis waren die Pfarrherren des Kapitels anwesend, der Stadthamm schickte ihnen zum Geschenke einen Eimer Wein. Auch Thomas der Pleban aus Fogarasch, und Hieronymus der Pfarrer

von Kopisch, damals Generalbechant, nahmen an dem Leichenbegängnisse Honterus' teil. So war er denn nicht mehr. Was an ihm sterblich war, sank in den Schoß der Mutter Erde zurück, dem es entsprossen. Und wenn wir jetzt nach 400 Jahren seines Wirkens gedenken, so thuen wir es in dem Gefühle, daß er ein Mann des Friedens, „der beste Mensch“ gewesen, wie Verantius, der Graner Bischof, einer seiner humanistischen Freunde, ihn nennt. Doch sagt derselbe Verantius von ihm: „Er wäre durch schlechte Menschen auf kirchliche Irrwege verführt worden.“ Darüber dürfen wir uns nicht wundern, da es selbst heute, nach mehreren Jahrhunderten noch Leute gibt, welche der Reformation nichts gutes nachsagen.

Was man auch immer und wer es auch immer sagen mag, Honterus war vor allem Humanist, dann erst Protestant. Der Letztere ist ein Schüler des Ersteren. Presse und Schule begründet er nicht der kirchlichen Reformation zuliebe, Beweis dessen die Reihenfolge seiner gedruckten Schriften. Daß er diese zwei mächtigen Hebel des menschlichen Fortschrittes später in den Dienst des evangelischen Glaubens stellte, wer will es ihm verdenken! Daß er aber Presse und Schule pflegte und hob, ist ein Verdienst für welches wir ihm alle, alle ohne Unterschied des Glaubens und der Zunge heute noch und immerdar danken müssen. Ewig wahr bleibt, was Johannes Müller, in dessen Werke uns Honterus stille Friedensarbeit mitten unter Krieg und Kriegsgeschrei doppelt erfreulich entgegen tritt, geschrieben hat: „Szepter brechen, Waffen rosten, der Arm des Helden verwest, was in den Geist gelegt ist, ist ewig.“

